

PORTAL



Studium, Forschung und Gesellschaft an der Universität Potsdam

ZWEI 2024



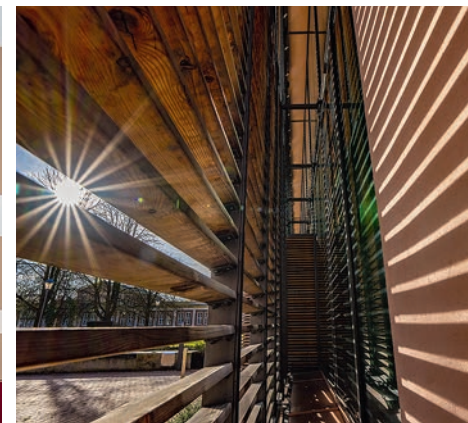
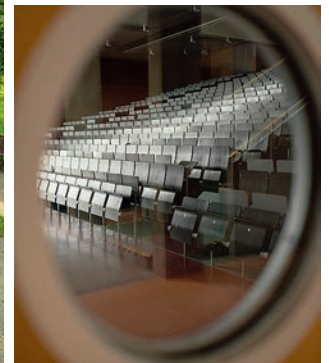
E U R O P A

Uni unknown

Kann ja sein, dass viele ihre Uni wie ihre Westentasche (Wer hat sowas schon noch?) kennen. Aber wir sind uns sicher: Wir kennen sie noch besser! Und führen seit Juni 2024 mit unserer neuen Reihe auf Instagram alle zwei Wochen an Orte, die vielleicht nicht auf den ersten Blick zu erkennen, aber einen zweiten wert sind. „Where Am I?“ fragen wir dann und laden dazu ein, die drei Standorte der Universität Potsdam mit offenen Augen zu entdecken: die Bibliotheken, Flure, Hörsäle, aber auch die grünen Ecken, gemütlichen Verweilplätze und stillen Lernorte. Wir zeigen Ihnen das Stibadium im Paradiesgarten des Botanischen Gartens, blicken mit Ihnen durch die Verkleidung von Haus 15 auf Haus 12 auf dem Campus Am Neuen Palais oder beäugen das ungemachte Bett des „Hausgeistes“ in der Bibliothek auf dem Campus Golm. Also unbedingt mitraten, wenn es das nächste Mal heißt: #WhereAmI?

MATTHIAS ZIMMERMANN

 www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

**Portal – Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam**
ISSN 1618-6893

Herausgeber:
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich),
Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Luisa Agroflax, Sarah-Madeleine Aust,
Antje Horn-Conrad, Dr. Silke Engel, Isabel Fannrich-
Lautenschläger, Moritz Jacobi, Dr. Stefanie Mikulla,
Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496
Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Layout/Gestaltung: unicom-berlin.de

Titelillustration: Andreas Töpfer

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
3. März 2025

Formatanzeigen:
unicom MediaService
Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2
www.hochschulmedia.de

Druck: Möller Pro Media GmbH

Auflage: 11.000 Exemplare

Papier: 100 % Recycling-Papier



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4



Online-Ausgabe:
[www.uni-potsdam.de/up-entdecken/upaktuell/
universitaetsmagazine](http://www.uni-potsdam.de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazine)

Möchten Sie „Portal“ abonnieren?

Unter dem Link finden Sie nicht nur barrierefreie Versionen des Universitätsmagazins, sondern auch ein Formular, mit dem Sie sich neue Ausgaben kostenlos an Ihre Wunschadresse schicken lassen können.

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe frei.

Liebe Leserinnen und Leser.

Vielen ist der antike Mythos über den europäischen Kontinent vertraut: Der griechische Gott Zeus verwandelte sich in einen Stier, und brachte (oder besser: entführte) eine Königstochter namens Europa aus Asien nach Kreta. Dort angekommen, sagte er: „Der Erdteil, der dich nun aufgenommen hat, soll für alle Zeiten deinen Namen tragen: Europa.“

Diese Königstochter ist es, die all die Sprachen, Kulturen, Menschen auf diesem Kontinent mit ihrem Namen eint. Ein Funke Wahrheit steckt auf jeden Fall darin, besiedelten die frühen Menschen Europa doch von Asien her. In der Vorgeschichte lebten hier Neandertaler neben Homo Sapiens. Auch später blieb der Kontinent von einer Vielzahl an Kulturen geprägt: von Kelten über Germanen und den Hunnen zu den Griechen und Römern. Und bis heute wird Europa auch in seiner Vielfalt wahrgenommen. Tourist*innen aus aller Welt, die den Kontinent bereisen, treffen von Madrid über Zagreb bis Zypern, von Reykjavik über Oslo bis Minsk auf unterschiedlichste Temperaturen, Werte, Traditionen.

Die Europäische Union ist aktuell nach den USA und China der drittgrößte globale Wirtschaftsraum. Der Lebensstandard der meisten Mitgliedsstaaten zählt zu den höchsten weltweit. Viele Menschen, auch in dieser Ausgabe, beschreiben die ganz per-

sönlichen Vorzüge, die der Staatenverbund ihnen bietet. Wie die Möglichkeit, innerhalb seiner Grenzen unkompliziert zu reisen, zu arbeiten und zu leben. Und doch scheint es überall zu brodeln und zu bröckeln. Europa als politische und wirtschaftliche Einheit ist nicht unangreifbar. Das hat der Brexit 2020 gezeigt, das belegen etwa die jüngsten Wahlergebnisse in Österreich, Frankreich und Ostdeutschland, die den Nationalismus stärken. Wenn wir mit dieser Ausgabe des Universitätsmagazins also Europa feiern, dann werfen wir immer auch einen Blick darauf, auf welche Probe der europäische Einheitsgedanke derzeit gestellt ist.

Zuletzt etwas in eigener Sache: Mit dem Heft, das Sie in den Händen halten, verabschieden wir uns von der bisherigen Erscheinungsweise der drei Universitätsmagazine Portal, Portal Wissen und Portal Transfer. Online finden Sie nach wie vor die aktuellsten Informationen über das Geschehen an der Universität Potsdam. Die spannendsten Geschichten aus Studium, Forschung und Gesellschaft – und damit aus allen drei Magazinen – erhalten Sie von nun an in zwei Ausgaben jährlich unterm Dach von „Portal“.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Dr. Jana Scholz

Inhalt

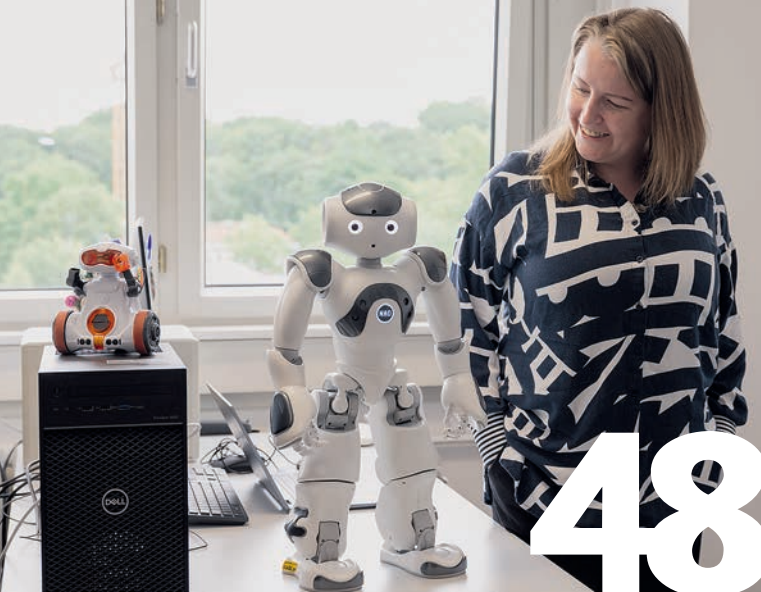
■ TITEL

- 06** **Wieviel Europa steckt in unserem Alltag?**
Andrea Liese, Christian Rauh und Thomas Sommerer über internationale Organisationen
- 10** **Engagiert für Europa**
Wie Studierende dazu beitragen, die European Digital UniverCity zu gestalten
- 14** **Von Solidarność bis PiS und zurück?**
Der Weg der polnischen Demokratie in Europa
- 18** **„Ziel ist, die Wettbewerbsfähigkeit und Sichtbarkeit junger Universitäten zu erhöhen“**
Das europäische Forschungsnetzwerk YERUN

■ STUDIUM

- 20** **Fachlich kompetent, für den Beruf qualifiziert**
Wie die Universität Potsdam dringend benötigte Lehrkräfte ausbildet
- 22** **Die Landlehrerin**
Absolventin Lucia Steinmeyer unterrichtet an einer Grundschule im brandenburgischen Zülichendorf
- 24** **Digitale Lehre weiterdenken**
Wie die Digitalisierung in den kommenden Jahren das Lehren und Lernen an der Universität Potsdam verändern soll
- 28** **Mit Willensstärke und Leidenschaft**
Universitätsstipendiatin Alejandra Camelo Cruz entdeckte in Potsdam ihre Begeisterung für die Schnittstelle von Technologie und Sprache
- 30** **Zwischen Hörsaal und Klimastreik**
Studentin Lena Gundelfinger kämpft gegen die Erderwärmung
- 32** **Teehaus als Punktwolke**
Wie das Studium der Fernerkundung Geschichte und Hightech zusammenbringt
- 34** **Grenzen überwinden mit digitaler Medizin**
Lars Masannek erhält den Absolventenpreis der Universitätsgesellschaft
- 36** **Zug um Zug**
Para-Schwimmerin Verena Schott zwischen Weltspitze und Lehramtsstudium
- 38** **Brücken bauen in Europa**
30 Jahre Deutsch-Französischer Studiengang Rechtswissenschaften





■ FORSCHUNG

- 40 Von Fehlurteilen und falschen Erinnerungen**
Die neue Professorin Aileen Oeberst kennt sich mit den Fallstricken der menschlichen Informationsverarbeitung aus
- 44 Boxenstopp für den großen Traum**
Die Potsdamer Hochschulambulanz betreut Nachwuchsfahrer im Porsche Supercup
- 48 Schon gewusst ... dass Potsdamer Roboter berlinern?**
Katharina Kühne erforscht unsere Beziehung zu künstlichen Agenten
- 52 Wissen kurios**
Der Geowissenschaftler Prof. Dr. Martin Trauth antwortet auf die Frage: Was hat Klimawandel mit den Pyramiden in Ägypten zu tun?
- 54 Wissenschaftscomic**
Alte DNA
- 56 33 Fragen an ...**
... die Wissenschaftlerin und Bildende Künstlerin Prof. Dr. Maja Linke
- 62 Rang und Namen**
Preise, Ehrungen und neue Forschungsprojekte an der Universität Potsdam
- 64 Im Kern zum Ganzen finden**
Leibniz-Preisträgerin Ulrike Herzschuh forscht zur Klimageschichte für die Zukunft des Planeten
- 66 Neue Impulse in der Diabetesforschung**
Maximilian Kleinert ist neuer Heisenberg-Professor an der Universität Potsdam und am Deutschen Institut für Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke
- 68 Wenn ich könnte, würde ich ... die Naturgesetze außer Kraft setzen!**
Mit dem Kognitionswissenschaftler Prof. Martin Fischer, Ph.D.

■ GESELLSCHAFT

- 70 Andere bestärken**
Diana Gonzalez Olivo ist neue Integrationsbeauftragte des Landes Brandenburg
- 72 Zwischen Ablehnung und Bewunderung**
Der Historiker Matheus Hagedorn über Islambilder der Neuen Rechten
- 76 Es war einmal ...**
35 Jahre Mauerfall
- 78 Mein Arbeitstag**
Zwischen Schüttelkolben und Petrischalen
- 80 Raum für kreative Lösungen**
In der Mathematik-Forscherwerkstatt fördern angehende Grundschullehrkräfte begabte Dritt- und Viertklässler
- 84 Studieren mit Starthilfe**
Mehr als 600 Universitätsstipendien hat die UP in den vergangenen Jahren vergeben, und es werden ständig mehr
- 86 Wie wir ticken**
Alles total gesund?
- 88 Durchstarten dank Mentoring**
Julia Brennecke unterstützt Gründungsteams von Potsdam Transfer an der Universität Potsdam
- 90 Alte Pfade neu entdecken**
Über das Förderprogramm UP Reconnect können Alumni für Kurzaufenthalte nach Potsdam zurückkehren
- 92 Frisch gedruckt**
Neuerscheinungen aus der Universität Potsdam
- 94 Zauberei hoch drei**
Technik, Tricks und Showeffekte
- 96 Wasseraufbereitung durch Kreislaufprozesse**
Wie Potsdam Transfer Netzwerke mit Unternehmen aufbaut

WIEVIEL EUROPA STECKT IN UNSEREM ALLTAG?

Andrea Liese, Christian Rauh und Thomas Sommerer
über internationale Organisationen



DR. SILKE ENGEL



Thomas Sommerer
ist seit 2020 Professor für
Politikwissenschaft mit dem
Schwerpunkt internationale
Organisationen an der
Universität Potsdam.

thomas.sommerer@
uni-potsdam.de

Ob Impfausweise, Spendenprogramme, Klimaschutz oder freier Warenverkehr – ohne Regeln zwischen Staaten, die von internationalen Organisationen gesteuert werden, wären grenzüberschreitende Aktivitäten kaum denkbar. Die COVID-19-Pandemie hat uns vor Augen geführt, dass internationale Organisationen auch Wissen sammeln und weitergeben, wie etwa die Empfehlungen zur Handhygiene. Insofern haben ihre Tätigkeiten direkte Auswirkungen auf die Menschen in verschiedenen Ländern: Sie adressieren Aufgaben, die die Staaten alleine nicht leisten können. „Das bietet Vorteile, da Informationen gebündelt und Kosten, etwa für Transaktionen, reduziert werden“, sagt Prof. Dr. Andrea Liese, die seit 2010 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam forscht. „Besonders kleinere Staaten, die über wenig Ressourcen verfügen, können mit Hilfe der internationalen Organisationen von der globalen Kooperation profitieren“, führt die Politik-

wissenschaftlerin aus. „Bleibt die Frage, ob internationale Organisationen effektiv sind und messbare Ergebnisse erzielen.“ Wie hat sich die globale Lösungskompetenz verändert? Sind die langen Wege hin zu Kompromissen überhaupt noch vermittelbar? Oder kehren sich die Staaten von globalen Organisationen ab, um die eigenen Interessen stärker zu vertreten?

Gurken dürfen krumm sein

„Mein Steckenpferd ist die EU“, sagt Prof. Dr. Christian Rauh, der als gemeinsam berufener Professor an der Universität Potsdam und dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) die verschiedenen Ebenen der politischen Systeme analysiert. „Grobe Schätzungen gehen davon aus, dass wir derzeit etwa 40.000 Rechtsakte innerhalb der EU haben, die uns als Bürgerinnen und Bürger direkt betreffen: Was steht auf unseren Nahrungsmitteln drauf? Wie bewirt-

Europa ist für mich die Zuversicht, dass Staaten – und ihre Bürger – trotz historischer Konflikte, kultureller Barrieren und sprachlicher Gräben erkennen können, dass sie von friedlicher Zusammenarbeit profitieren – selbst wenn es einen langen Weg zu einem kleinen gemeinsamen Nenner bedeutet. Persönlich heißt es auch: (fast) ohne Hürden jenseits des eigenen sprachlichen und kulturellen Horizonts studieren, arbeiten und leben zu können.

Prof. Dr. Thomas
Sommerer

schaften die Bauern ihre Felder? Oder welche Rechte habe ich als Passagier?“ Den Vorwurf der Überregulierung entkräftet der Wissenschaftler wie folgt: „Grundsätzlich basieren internationale Abkommen auf freiwilligen Vertragslösungen“, so Rauh. „Die Mitgliedstaaten einigen sich auf Ziele, die oft sehr detailliert festgelegt werden, um Transparenz zu schaffen und sicherzustellen, dass alle Beteiligten eine faire Chance haben.“

„Populisten stellen internationale Organisationen gerne infrage“, betont Liese. „Zumal sie die Handlungsaunomie von Nationalstaaten einschränken und dann auch noch Kosten durch Mitgliedsbeiträge verursachen. Dabei haben diese Organisationen den grenzüberschreitenden Austausch von Wissen, Waren und Kulturgütern – die wirtschaftliche Globalisierung – wesentlich vorangebracht.“ An dieser Stelle räumt Christian Rauh mit einem Vorurteil auf. „Es gibt keine EU-Regel, nach der Gurken unbedingt gerade sein müssen. Vielmehr wurden Kategorien für Gurken festgelegt, die der Handel in Europa wollte, um Transport und Verpackung zu vereinfachen“, stellt der Politologe klar. „Jeder kann weiterhin krumme Gurken verkaufen, es ging lediglich um die Erleichterung des grenzüberschreitenden Warenverkehrs.“

„Krumme Gurken waren schon immer unbeliebt“, weiß auch Prof. Dr. Thomas Sommerer, der zu internationalen Organisationen an der Universität Potsdam forscht. „Dabei ist die Produktregulierung einer der wichtigsten Faktoren für den Erfolg des EU-Binnenmarkts“, bilanziert er. Das betreffe auch den Handel über die EU hinaus. „Die Kleinteiligkeit gewährleistet, dass die Regeln auch befolgt werden“, ergänzt Andrea Liese und veranschaulicht das ihren Studierenden anhand „eines Putzplans in der Wohngemeinschaft – da wären flexible Vereinbarungen auch kaum zielführend.“ Wie aber lässt sich messen, ob internationale Organisationen effektiv handeln? „Das ist vielschichtig“, bemerkt Sommerer. Zunächst wird die Organisation als solche in den Blick genommen: „Geht es nur darum, was mächtige Mitglieder auf der Agenda haben, oder steht auch eine Lösung im Fokus? Das ist recht banal“, so der Politologe. „Im zweiten Schritt wird geprüft, ob die gesetzten Regeln eingehalten werden. Also, machen die Staaten überhaupt, was sie vorher selbst vereinbart haben?“ Auf der dritten Stufe rückt die Analyse der Wirksamkeit in den Fokus. „Es gilt, kurzfristige und langfristige Ergebnisse auszuwerten, da der Erfolg nicht immer

sofort sichtbar ist.“ Christian Rauh betont: „In der Forschung zur EU ist die erste Stufe entscheidend. Ist die Institution überhaupt in der Lage, gemeinsam zu entscheiden? Wer hat Einfluss? Auf wessen Interessen wird gehört? Diese Fragen beschäftigen mich als Wissenschaftler“, sagt der Potsdamer Politologe.

Vetorecht und Friedensmissionen

Erschwerend kommen verschiedene Einschätzungen hinzu, die den analytischen Blick leicht verstellen können: „Vor allem die Perspektive betroffener Akteure sollte klar dargestellt werden. So könnte Russland die Arbeit des UN-Sicherheitsrates als sehr effektiv bewerten“, führt Thomas Sommerer vor Augen, „weil die Vetomacht machen kann, was sie will. Aus deutscher Perspektive herrscht dagegen Stillstand.“ Andrea Liese verweist darauf, dass die Effektivitätsforschung den gesamten Prozess in den Blick nimmt, um zu bewerten, inwiefern eine Verhaltensänderung auf den „Output einer internationalen Organisation

zurückzuführen ist“. So hat die Forschung zum Beispiel herausgefunden, dass Friedensmissionen erst sehr spät in Konflikten unter sehr widrigen Bedingungen eingesetzt werden. „Daher ist der Friede meist fragil und die Ergebnisse liegen weit hinter unseren Erwartungen zurück“, fasst die Politologin zusammen.

Vor allem in der Klimapolitik werfen Kritiker den internationalen Organisationen vor, auf der Stelle zu treten und viel zu lange zu brauchen, um die selbst gesteckten Ziele zu erreichen. „Dahinter steckt ein vielschichtiger Aushandlungsprozess“, erläutert Professor Sommerer. „Der sogenannte Green Deal verknüpft klimapolitische Ziele mit Ausgleichszahlungen. Das geht langsamer, als wir uns das wünschen, aber ohne den Deal würde es umweltpolitisch vermutlich noch viel schlechter aussehen.“ Jeder Staat soll sich in den globalen Verträgen wiederfinden, mitgenommen werden, um Anreize zu einer Lösung zu schaffen. „Hätten wir einfache Mehrheitsentscheidungen im Klimaschutz“, argumentiert der Forscher, „wäre die Folge, dass die Überstimmten alles daran setzen würden, die Umsetzung zu verzögern oder gegen die Wand zu fahren.“ Das führte dann eben zu weniger ambitionierten Verträgen, die aber wenigstens eingehalten würden, ergänzt Andrea Liese. „Wir dürfen nicht vergessen,



Mit Europa verbinde ich seit Langem einen Raum kultureller und gesellschaftlicher Vielfalt, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit – dieses Bild wird aber zunehmend überschattet von der Scham und Sorge über Ausgrenzung und Ausbeutung anderer.

Prof. Dr. Andrea Liese



Andrea Liese

war seit 2010 Professorin für Internationale Organisationen und Politikfelder an der Universität Potsdam. Seit 2020 ist sie hier Professorin für Internationale Beziehungen.

andrea.liese@uni-potsdam.de



wie vielschichtig die Interessen sind. Viele Länder und private Akteure verdienen Geld mit Dingen, die dem Klimaschutz nicht zuträglich sind“, argumentiert die Politologin. „Das alles unter einen Hut zu bringen – kurzfristige und langfristige Ziele – das ist einfach sehr, sehr schwierig.“ Die Forschenden regen an, auch mal die Politik der Nationalstaaten zu hinterfragen: Wie erfolgreich waren die nationalen Corona-Maßnahmen? Stellt sich das Bürgergeld als effektives Instrument heraus? „Auch hier könnte die Wissenschaft analysieren, wie es mit der Effektivität bestellt ist. Doch das tragen meist die politischen Parteien untereinander aus“, bedauert Professor Sommerer. „Wissenschaftliche Erkenntnisse spielen selten eine Rolle.“

Zukunft der internationalen Beziehungen

Grundsätzlich hält sich in der Politikwissenschaft die These, dass die internationalen Kooperationen insgesamt stagnieren. „Seit zehn bis 15 Jahren wurde keine neue internationale Organisation gegründet“, sagt Sommerer. Kollegin Liese sieht hier eine „gewisse Nostalgie“ aus den 1990er Jahren. „Nach der Wiedervereinigung, am Ende des Ost-West-Konflikts, im Wachstum der EU, fanden alle Multilateralismus gut. Das klang irgendwie leicht und positiv.“ Doch das Narrativ habe sich geändert, auch weil die USA unter Donald Trump vorgemacht hätten, dass eine starke Abkehr von der Welthandelsorganisation (WTO) möglich ist. „Dazu kommt, dass der globale Süden in den Fokus rückt“, führt Liese aus, „der seine Interessen sehr wohl in internationalen Foren und Organisationen durchsetzen will. Insofern müssen Interessen-Divergenzen und die Fragmentierung der Macht zur Bewertung insgesamt mit herangezogen werden“, betont die Wissenschaftlerin. „Und noch etwas kommt hinzu“, ergänzt Christian Rauh, „neben den Staaten ist die Öffentlichkeit ein zunehmend relevanter Akteur in der internationalen Politik. Trump ist da wohl eines der besten Beispiele neben Viktor Orbán für die EU. Beide zeigen, wie sie aus innenpolitischen Gründen gegen internationale Zusammenarbeit agieren, um sich zuhause zu profilieren.“ Es spielt also zunehmend eine Rolle, was die Öffentlichkeit über globale Krisen denkt, die von



außen kommen und gleichermaßen mehrere Staaten betreffen wie der russische Angriffskrieg in der Ukraine. „So ist dann auch nachvollziehbar, dass sich die EU-Mitgliedsstaaten sehr schnell auf Sanktionen einigen konnten – für die es gar keine Vertragsgrundlage gab.“

Professorin Liese wünscht sich insgesamt mehr Aufmerksamkeit für die Forschung zu internationalen Organisationen. „Ich würde mich schon freuen, wenn wir der Kritik an internationalen Abkommen etwas entgegensetzen könnten.“ Das bedeutet auch, den Druck gegenüber Staaten zu erhöhen, die bestimmte Organisationen nicht mehr finanziell unterstützen wollen. Ihr Kollege Christian Rauh wünscht sich eine bessere Kommunikation von internationalen Organisationen. „Es geht heutzutage viel mehr darum, auch die Öffentlichkeit mitzunehmen und davon zu überzeugen, dass bestimmte Maßnahmen richtig sind“, erläutert er. „Weniger abstrakt zu kommunizieren und stattdessen mehr konkret zu erklären“, lautet seine Empfehlung. Thomas Sommerer knüpft an die zentrale Frage

nach der Effektivität von internationalen Organisationen an. „Wenn wir wissenschaftlich zeigen können, was gut und effektiv funktioniert und warum –“, bringt er es auf den Punkt, „dann leisten wir auch einen relevanten Beitrag und beeinflussen den öffentlichen Diskurs.“



Für mich ganz persönlich bedeutet Europa, dass ich mich einfach und ohne darüber nachzudenken über Ländergrenzen hinweg bewegen und austauschen kann.

Aber bei Europa denke ich auch an die Konflikte und die Komplexität gemeinsamer (oder weniger gemeinsamer) politischer Entscheidungen.

Prof. Dr. Christian Rauh



Christian Rauh ist seit 2023 Professor für Politik im Mehrebenen-system an der Universität Potsdam als gemeinsame Berufung mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

christian.rauh@uni-potsdam.de



Ehizode Irefo (l.) und Hikmet Güler

Engagiert für Europa

Wie Studierende dazu beitragen, die European Digital UniverCity zu gestalten



LUISA AGROFYLAX

Ehizode Irefo und Hikmet Güler engagieren sich für eine Sache, die Universitäts- und sogar Landesgrenzen überschreitet. In der EDUC-Hochschulallianz, die von der Universität

Potsdam geleitet wird, arbeiten die beiden Studierenden daran mit, ein starkes und tragfähiges Bildungsnetzwerk zu schaffen. In diesem Interview erzählen sie, wie sie sich in die Allianz einbringen und auch von ihr profitieren.

Was ist Ihre Motivation, etwas für Europa zu tun?

Güler: Ich bin motiviert, weil ich sehe, wie wichtig es ist, innerhalb der Universität aktiv zu sein. Außerdem treiben wir so viele Diskussionen innerhalb der europäischen Agenda

voran. Daran mitzuarbeiten, entspricht meinen Werten sehr.

Irefo: Für mich liegt die Motivation darin, etwas zurückzugeben. Ich denke, dass ich auf meine Art und aus meiner studentischen Perspektive einen Beitrag dazu leisten kann, dass die Allianz weiterbesteht und noch besser wird.



Für mich ist Europa ein Kontinent, der den Wert erkannt hat, sich für Fortschritt zusammenzuschließen. Es ist erstaunlich, wie viele Partnerschaften es gibt.

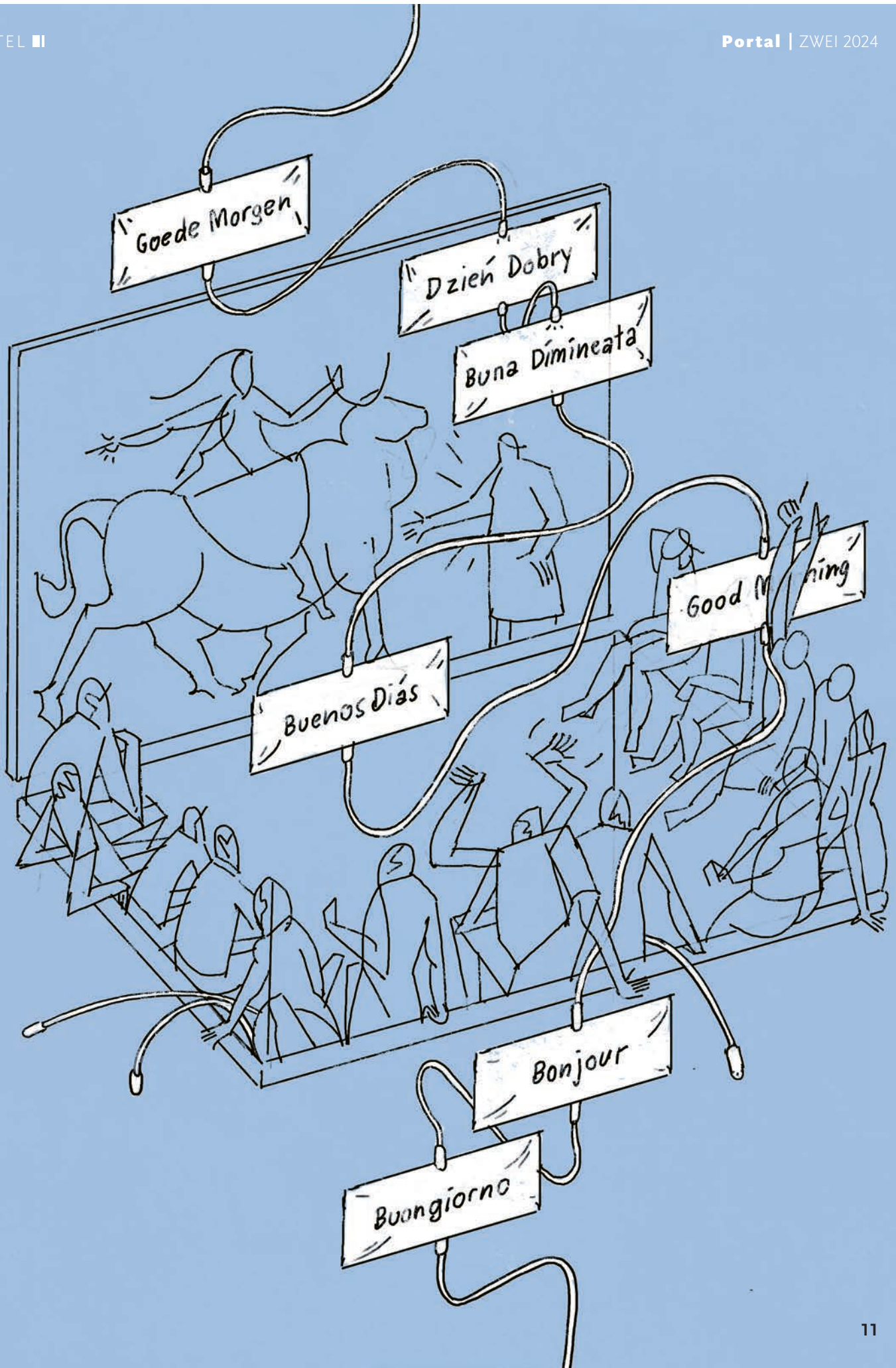
Ehizode Irefo

Warum haben Sie sich entschieden, Studierendenvertreter*innen für EDUC zu werden?

Güler: Ich erfuhr 2022 von EDUC, als ich Teil des Komitees für Internationalisierung an der Universität Potsdam war. Die Idee einer Hochschulallianz hat mich sofort begeistert. Schon bei unserem ersten Treffen

1

Das „**EDUC Student Board**“ ist die Studierendenvertretung der Hochschulallianz. Je zwei Studierende jeder Partneruniversität sind Teil des Gremiums und setzen sich für die Belange aller Studierender der acht Universitäten ein.





steckten wir die Köpfe zusammen und arbeiteten sehr intensiv an einer Struktur, die für alle Universitäten funktionieren könnte. Seitdem ist es ein kontinuierlicher Diskussions- und Arbeitsprozess.

Irefo: Ich engagierte mich ja schon als Mitglied des AstA für die Internationalisierung. Dass sich innerhalb von EDUC gleich acht europäische Universitäten zu einer Allianz zusammenfinden, fand ich sehr interessant!

Auf welche Weise fördert EDUC die europäische Idee?

Güler: Die gemeinsamen europäischen Werte sind das Fundament, das EDUC trägt. Alle Mitglieder bringen ihre Kompetenzen ein, um etwas zu schaffen, das für alle Seiten von Vorteil ist. Ich finde das wirklich toll!

Irefo: Es ist eine gute Sache, eine europäische Politik zu haben, aber sie muss auch in die Praxis umgesetzt werden. Und hier kommt die European Digital UniverCity ins Spiel, mit ihrem grenzüberschreitenden Zugang zu Bildung.

Wie haben Sie als Studierende bislang von EDUC profitieren können? Welche Angebote haben Sie ausprobiert?

Güler: Ich habe sehr gute Erfahrungen während einer Projektwoche in Cagliari, Italien, gesammelt, in der es um Nachhaltigkeitsthemen ging. Die Studierenden haben schnell Freundschaften geschlossen und dann gemeinsam versucht, Lösungen für die gestellten Aufgaben zu finden. Meine Gruppe hat ihre Challenge am besten bewältigt und den Wettbewerb, dem wir uns gestellt haben, am Ende gewonnen!

Irefo: Ich durfte an einer Testgruppe für einen EDUC-Moodle-Kurs mitwirken, der sich mit der Vermittlung von Forschungsverfahren beschäftigt.

Es war interessant mitzuerleben, welche Anstrengungen nötig sind und was alles zu bedenken ist, um das Material für den Kurs richtig zusammenzustellen. Als Teil des EDUC Student Board habe ich gelernt, was Entscheidungsfindung bedeuten kann: andere Perspektiven und Motivationen zu verstehen und die vielen verschiedenen Faktoren auf kontinentaler Ebene zu berücksichtigen.

“
Im Moment ist Europa der Ort, an dem ich lebe, und es ist ein Ort, der gerade (re-)definiert wird. Für uns bedeutet Europa auch, Teil der EDUC-Allianz zu sein: im Student Board oder in dessen Governing Board mitzuwirken.
Hikmet Güler

Ihre Amtszeit als Studierendenvertreter*innen neigt sich dem Ende zu. Was nehmen Sie aus Ihrer Zeit bei EDUC mit?

Güler: Ich konnte mit vielen interessanten Menschen zusammenarbeiten. Ich hatte sogar die Ehre, auf einer DAAD-Klausur mit Katja Jung in



Fotos: © Kevin Ryl (o.; u.)

1 „Governing Board“ heißt das Lenkungsgremium des Student Board. Fünf der insgesamt 16 Mitglieder bekleiden verschiedene Positionen: Sie arbeiten als Vorsitzende, Vize-Vorsitzende, kümmern sich um die Kommunikation, heißen neue Mitglieder willkommen, halten die Verbindung zu den Allianz-Arbeitsgruppen aufrecht und koordinieren die Termine.

Bonn unsere Erfahrungen aus dem EDUC Student Board zu teilen. Das war sehr wichtig und für mich einer der Höhepunkte.

Irefo: Ich denke an den Wert der geeinten Europäischen Union. Bei jeder Herausforderung gab es bei allen EDUC-Treffen immer eine bestimmte Fortschrittsvision. Es wurde beraten, unterschiedliche Meinungen prallten aufeinander, aber die Vision blieb dieselbe: voranzukommen.

Wie profitieren die Beschäftigten der Universitäten von EDUC?

Job Shadowing, Secondment, Staff Weeks, Mentoring und Language Tandems sind Fortbildungsformate für Mitarbeitende aus Technik und Verwaltung innerhalb der EDUC-Allianz. Während das Job Shadowing meist einwöchige Einblicke in das eigene Arbeitsfeld an einer anderen Hochschule eröffnet, bietet das Staff Secondment einen zwei- bis sechsmonatigen Aufenthalt zur Erweiterung der Arbeitserfahrung. Bei den meist einwöchigen Staff Weeks kommen Kolleg*innen verschiedener Institutionen zusammen, um sich zu einem bestimmten Thema gemeinsam in Workshops fortzubilden. Language Tandem und Mentoring sind wiederum digitale Angebote, bei denen ersteres das gemeinsame Sprachenlernen mit Kolleg*innen der Allianzuniversitäten über mehrere Monate hinweg ermöglicht, und letzteres den Austausch mit erfahrenen Kolleg*innen neue Perspektiven auf die berufliche Entwicklung aufzeigt.

Kontakt:
info@educ-alliance.eu

Illustration: © Andreas Töpfer (Hintergrund r.); privat (o.)



„ETWAS, DAS GRÖßER IST ALS MAN SELBST“

Dr. Katja Jung (1976 – 2024) leistete Pionierarbeit für die europäische Hochschulallianz EDUC

„Ich habe ein sehr positives Bild von Europa, wenn es auch nicht immer unkritisch ist“, sagte Katja Jung einmal. Sie hatte das Glück, in Großbritannien zu studieren, als der Brexit noch nicht absehbar war. In Süddeutschland aufgewachsen, erinnerte sie sich gut an die Zeit, als sie an der italienischen Grenze noch ihren Reisepass bereithalten musste. Dass sich das dramatisch geändert hat und einen freien Verkehr auch von Dienstleistungen und Waren ermöglichte, hat sie so positiv empfunden, dass sie ein „wirklich großer Fan der Europäischen Union und Europas“ wurde.

Die Europäische Union sei ein Garant für Frieden. Seit dem Krieg in der Ukraine war es Katja Jung noch einmal besonders klargeworden, warum es so wichtig ist, sich für Europa einzusetzen.

Seit 2019 managte sie die European Digital UniverCity (EDUC), eine Allianz von acht Hochschulen in sieben Ländern, die von der Universität Potsdam koordiniert wird. Katja Jung bezeichnete EDUC gern als ein „Europa im Kleinen“. Es gebe einen typisch europäischen hohen Grad an Vielfalt in Sprachen, Kulturen, Institutionen und der Art, wie Dinge gemacht werden. Als Liaison Officer der Allianz beobachtete sie eine große Bereitschaft aller Partneruniversitäten, etwas gemeinsam zu tun. Auf diese Weise wurde EDUC im europäischen Sinne sehr konkret.

Die Hochschulallianzen, die sich derzeit überall und in verschiedenen Konstellationen bilden, experimentieren und schauen, wie gemeinsame Pläne im Bildungsbereich umgesetzt werden können. „Es ist unsere Aufgabe und Verantwortung, die Partner zusammenzubringen und die bestehenden Gesetze zum Besseren zu verändern, nicht nur für uns, sondern für alle Hochschulen in Europa“, sagte Katja Jung, für die es immer motivierend war, etwas „auf einer Ebene zu bewirken, die größer ist als man selbst“.



Illustration: © Andreas Töpfer



VON SOLIDARNOŚĆ BIS PiS UND ZURÜCK?

Der Weg der polnischen Demokratie in Europa





Wohin geht die Reise der polnischen Demokratie? Diese Frage dürften sich viele gestellt haben, die die politische Entwicklung des Landes in den vergangenen Jahren verfolgt haben, vor allem nachdem 2015 die Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) an die Macht gekommen war. Gleichschaltung der öffentlich-rechtlichen Medien, parteipolitischer Umbau der Justiz, Gängelung Andersdenkender aller Art – Schritte wie aus einem Masterplan für eine Autokratie. Seit den Wahlen im Oktober 2023 scheint sich das Blatt zu wenden. Einmal mehr, wie Prof. Dr. Magdalena Marszałek erklärt. Die Professorin für Slavische Literatur- und Kulturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Polonistik spricht im Interview über die besondere Rolle Polens bei der Wende von 1989, seinen Weg durch die 2000er Jahre und das, was Europa von Polen heute lernen kann.

Wie entwickelte sich die polnische Demokratie seit den Anfängen der Solidarność in den 1980er Jahren?

Die Grundideen der künftigen demokratischen Ordnung in Polen nach 1989 wurden bereits in den oppositionellen Strukturen der 1980er Jahre vorbereitet. Das war aber keineswegs ein einfacher Prozess. Die große Solidarność-Bewegung wurde mit der Einführung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 zerschlagen. Die freie Gewerkschaft wurde erst am Runden Tisch 1989 wieder zugelassen. Solidarność als Massenbewegung hat

sich vom Rückschlag des Kriegsrechts nie wieder erholen können; in den 1980er Jahren agierten die oppositionellen Strukturen im Untergrund. Aus diesen Strukturen sind jedoch nach 1989 unterschiedliche Parteien hervorgegangen, die bis heute die polnische politische Landschaft prägen.

Welchen Weg schlug Polen nach der Wende ein?

Ich schaue gerne auf die 2000er Jahre in Polen zurück: eine Zeit politischer Zuversicht und wirtschaftlichen Aufschwungs – nach der radikalen und für viele Bürger*innen harten Wirtschaftsreform der 1990er Jahre, die nicht ohne Grund „Schocktherapie“ genannt wurde. Mit dem Beitritt zur NATO 1999 und 2004 zur Europäischen Union erreichte Polen die ersehnte Stabilität. Die erkämpfte Demokratie war damals eine Selbstverständlichkeit. Heute weiß man nicht nur in Polen, dass die Demokratie eine Daueraufgabe ist und keine Selbstverständlichkeit.

2005 gab es mit dem Wahlsieg der PiS einen ersten Rechtsruck, der – mit Unterbrechung zwischen 2007 und 2015 – bis zum Verlust der Macht bei den Parlamentswahlen im Oktober 2023 anhielt. Was macht die PiS und ihre Politik aus?

Die Partei „Recht und Gerechtigkeit“ ist eine rechtspopulistische Partei – wie es sie heute in Europa und auch anderswo viele gibt. Sie unterscheiden sich durch verschiedene ideologische

Die Solidarność-Bewegung der 1980er Jahre hat die polnische Demokratie geprägt.



Merkmale, haben aber auch sehr viel gemeinsam: Sie hassen die Moderne, den Liberalismus und polarisieren die Gesellschaften mit Feindbildern, Propaganda und Desinformation. Sie können sich wandeln und nutzen die jeweils aktuellen Probleme für ihre populistische Agitation. So war die PiS um 2005 nicht die PiS, die 2015 in Polen an die Macht kam. Allerdings konnte die inzwischen radikalisierte Partei aus den eigenen Fehlern lernen: Die „revolutionären“ Absichten wurden 2007 vom polnischen Verfassungsgericht gestoppt, deshalb war eine der ersten Maßnahmen der Partei nach den gewonnenen Wahlen von 2015, das Verfassungsgericht politisch zu übernehmen und sukzessive in eine Partei-Institution zu verwandeln. Es war damals ein großer Schock für die polnischen Liberalen und der Anfang von Straßenprotesten gegen die rechtspopulistische Politik.

Heute wissen wir, dass die Rechtspopulisten, sobald sie an die Macht kommen – sei es in Ungarn, Polen, Italien oder Israel – sowohl die Unabhängigkeit der Medien als auch der Justiz bedrohen. Früher oder später führen solche Entwicklungen zur Demontage der Rechtsstaatlichkeit und folglich zur Autokratie.

Wo „steht“ die Politik der PiS im europäischen Vergleich?

Die Rechtspopulisten lernen voneinander, teilen ihr Knowhow und unterstützen sich gegenseitig aktiv. Fidesz von Viktor Orbán in Ungarn war das Vorbild für die PiS. Was folgt daraus? Die Demokrat*innen sollten ebenfalls voneinander lernen, wie man mit der rechtspopulistischen Gefahr umgehen kann. In Deutschland gibt es bereits konkrete Überlegung zur Stärkung der unabhängigen Justiz und des Verfassungsgerichts angesichts des rechtspopulistischen Zeitgeistes. Dabei werden die polnischen Erfahrungen im Detail analysiert.

Erleben wir nach dem Wahlsieg vom Bündnis um den erklärten Europäer Donald Tusk tatsächlich eine (Re-)Demokratisierung Polens?

Das Land hat am 15. Oktober 2023 eine erneute Wende vollzogen; für das liberale Lager ist diese in ihrer Bedeutung mit der Wende von 1989

vergleichbar. Es war keineswegs sicher, dass die demokratische Opposition die letzten Wahlen gewinnen würde – ohne Zugang zu den von der PiS-Partei komplett kontrollierten öffentlich-rechtlichen Medien. Trotz der parteilichen Übernahme von Medien, Teilen der Justiz und vielen Institutionen des öffentlichen Lebens, darunter auch Kulturinstitutionen, ist es PiS nicht gelungen, die polnische Zivilgesellschaft zu zerschlagen. Eine große gesellschaftliche Mobilisierung, vor allem der jungen Menschen und Frauen in Polen hat gezeigt, dass es möglich ist, die autoritären Rechtspopulisten abzuwählen – solange es noch freie Wahlen gibt.

„Ich hege eine Leidenschaft für Europa und es ist meine große Hoffnung, dass die EU am Rechtspopulismus nicht zugrunde gehen wird.“

Magdalena Marszałek

Es wird lange dauern, die demokratischen Institutionen in Polen zu sanieren. Die regierende demokratische Koalition heute ist auf einem guten Kurs, aber es ist noch ein steiniger Weg – zumal es auch darum geht, bei der Wiederherstellung der Rechtsstaatlichkeit selbst das Recht nicht zu verletzen, was bei den beschädigten Institutionen keineswegs immer möglich ist.

Welche Rolle spielt Polen in beziehungsweise für Europa?

Die Zustimmung für die EU in Polen ist nach wie vor sehr hoch, ich denke, höher als in Deutschland. Inzwischen – so die aktuellen Umfragen – wünschen sich aber circa 20 Prozent der Polinnen und Polen einen „Polexit“. Die Zahl entspricht etwa dem harten Kern der Anhängerschaft von rechtspopulistischen und rechtsextremen Parteien. Ich finde die Zahl hoch, fürchte aber, dass sie in Deutschland inzwischen nicht geringer ausfallen würde.

Polen wird seine Aufgaben in der EU wieder in dem Umfang wahrnehmen, wie das von einem mittelgroßen Mitgliedsstaat zu erwarten ist, daran habe ich keinen Zweifel. Polen wird aber in nächster Zeit auch einen eigenen Weg in der EU gehen – vor allem in der Migrationspolitik oder bei Fragen, die die Agrarwirtschaft betreffen. Manche können davon enttäuscht sein, diese Politik ist aber nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass die PiS-Partei in Polen immer noch ein Drittel der Wähler*innen mobilisiert. Für Polen gilt jetzt also, politisch so zu handeln, dass die Gefahr der Wiederkehr von Rechtspopulisten an die Macht möglichst geringgehalten wird.



Magdalena Marszałek ist seit 2011 Professorin für Slavische Literatur- und Kulturwissenschaft / Schwerpunkt Polonistik am Institut für Slavistik der Universität Potsdam.

magdalena.marszalek@uni-potsdam.de

„Ziel ist, die Wettbewerbsfähigkeit und Sichtbarkeit junger Universitäten zu erhöhen“

Das europäische Forschungsnetzwerk YERUN



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Die Europäische Union hat aus einem Kontinent, der über Jahrhunderte vielfach zerstritten, gar verfeindet war, eine Gemeinschaft gemacht – die sich austauscht, zusammen über wichtige Fragen entscheidet, Probleme löst und nach außen mit einer Stimme spricht. Eine solche Verbindung dürften die Gründungshochschulen von YERUN im Sinn gehabt haben, als sie das Netzwerk der „Young European Research Universities Networks“ 2016 aus der Taufe hoben. Marita Böhning, YERUN-Koordinatorin an der Universität Potsdam, spricht im Interview über die Idee dahinter, viel Arbeit darin und die Frage, was die Hochschule davon hat.

YERUN, was ist das?

YERUN ist ein Netzwerk 23 junger europäischer Forschungsuniversitäten, die ähnliche Merkmale, Ziele und Herausforderungen haben. Die Universität Potsdam ist seit 2022 Mitglied. Koordiniert wird das Netzwerk durch ein Büro, das in Brüssel wichtige wissenschaftspolitische Lobbyarbeit für junge Forschungsuniversitäten betreibt und die Zusammenarbeit der Netzwerkpartner steuert.

Was macht das Netzwerk aus?

YERUN versteht sich als Stimme ihrer Mitglieder im europäischen Hochschulraum und fördert die Zusammenarbeit in den Bereichen Forschung, Lehre und Hochschulpolitik. Ziel des Netzwerks ist es, die Wettbewerbsfähigkeit und Sichtbarkeit junger Universitäten zu erhöhen, innovative Forschung

voranzutreiben und die internationale Vernetzung von Studierenden und Forschenden zu fördern.

Was wird konkret gemeinsam gemacht?

Die Mitglieder des Netzwerks tauschen sich in Arbeitsgruppen über Best Practices aus, entwickeln gemeinsame Forschungsprojekte und arbeiten an der Entwicklung innovativer Lehrmethoden.

Daneben gibt es beispielsweise gemeinsame Blended Intensive Programs im Rahmen von Erasmus+. 2025 findet eine Summer School mit dem Titel „Engaged Research Design for Sustainability“ in Limerick statt. Zudem gibt es eine assoziierte Beteiligung der UP im Rahmen eines



„Gelebtes Europa“

Das KoUP-Programm bietet „finanzielle Starthilfe“ für internationale Wissenschaftskooperationen

Dr. Peter Ulrich vom Kommunalwissenschaftlichen Institut (KWI) an der Universität Potsdam hat 2023 mit Forschenden der Universität Maastricht ein Projekt auf den Weg gebracht – mithilfe einer KoUP-Förderung. „Dank dieser Unterstützung konnte ich im Mai 2023 ein ‚Shadowing‘ an der Uni Maastricht durchführen. Im September des Jahres kam dann ein Wissenschaftler aus Maastricht für einen Workshop nach Potsdam“, erklärt der Forscher. Daraus entstanden eine gemeinsame Publikation und ein Drittmittelantrag. Förderungen wie die von KoUP sieht er als wichtiges Instrument, um europäische Netzwerke der eigenen Institution zu stärken. „Wie das YERUN-Netzwerk, das interregionalen und interuniversitären Austausch, Wissenschaftskooperation und Internationalität bedeutet, eben gelebtes Europa.“

[➤ Zum ganzen Interview](#)



Marita Böhning
ist Referentin für Internationale Angelegenheiten und YERUN-Koordinatorin an der Universität Potsdam.



Für mich ist das Erasmus-Programm das wichtigste Werkzeug, junge Menschen zu Europäern zu machen.

Marita Böhning



Kleine Reise, große Wirkung

Die Potsdamer Logopädin Kristien Meuris forschte dank YERUN Mobilities in Odense

Kristien Meuris will dafür sorgen, dass Menschen miteinander ins Gespräch kommen.

Auch jene, die nicht „einfach drauflos plaudern“ können und dafür Unterstützung brauchen. Die Logopädin forschte zur sogenannten unterstützten Kommunikation.

Um eine besondere Forschungsmethode zu erlernen und zu erproben, ist sie im März 2023 nach Dänemark gereist. Möglich gemacht hat dies ein Mobilitätsstipendium des YERUN-Netzwerks. „Es ging um ein spezifisches Verfahren, Videodaten zu analysieren: die Conversation Analysis. Die Uni in Odense hat darin eine jahrzehntelange Tradition und mittlerweile eine außerordentliche Expertise entwickelt“, erklärt die Forscherin. „Bei meinem Aufenthalt habe ich sehr wichtiges Feedback erhalten und spannende Fragen mitgenommen, aber auch viele Kontakte geknüpft.“

➤ [Zum ganzen Interview](#)



Projektantrags zu „KI in der Lehre“. Nicht zuletzt bringt das Netzwerk durch verschiedene Mobilitätsformate die Studierenden, Beschäftigten und Forschenden der Hochschulen zusammen. So können junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über die **Research Mobility Awards** einen Antrag zur Anbahnung gemeinsamer Projektarbeit finanziert bekommen. Noch im Herbst 2024 startet die Ausschreibung für die nächste Runde.

Was hat die UP davon?

Das Netzwerk bringt immer wieder Best Practices vor die eigene Haustür und ermöglicht den Austausch zu aktuellen Themen, die alle betreffen. Eine regelmäßige Beteiligung am Newsletter „What’s up at Young Universities“ gibt der UP die

Gelegenheit, zu vorher festgelegten Themen neue Projekte oder Erfolge zu präsentieren. Die UP hat in der Vergangenheit zudem sowohl von den **Open Science Awards** als auch von den Research Mobility Awards profitiert und in allen erfolgten Ausschreibungen Gelder eingeworben.

Was steht aktuell an?

Ein großes Projekt, das ebenfalls im Herbst an den Start geht, ist „Connect by YERUN“ – eine Vernetzungsplattform für Forschende, die ORCID-Daten zur Grundlage hat. Die Plattform soll Forschende direkt miteinander vernetzen und sie bei der Suche nach EU-Finanzierungsmöglichkeiten unterstützen, da diese profilgenau für die Nutzerinnen und Nutzer angezeigt werden. Aber auch die Universitäten profitieren von der Plattform, da sie deren Forschungsexpertise, ihre Beteiligung an EU-finanzierten Projekten, laufende Kooperationen und gemeinsame Publikationen mit anderen YERUN-Mitgliedern sichtbar macht.



Forschung für alle öffnen

YERUN Open Science Awards für die Universität Potsdam

Um die Idee einer offenen Wissenschaft zu stärken, verleiht das YERUN-Netzwerk die Open Science Awards. 2024 gingen von fünf vergebenen Awards zwei an die Universität

Potsdam: Ausgezeichnet wurden das Lehrprojekt „Global History Dialogues“ (GHD) der Historikerin Prof. Dr. Marcia Schenck und das Digital Humanities-Projekt „Drama Corpora Project“ (kurz „DraCor“), das an der Universität Potsdam gemeinsam mit der Freien Universität Berlin entwickelt und betrieben wird. 2023 war schon das Theodor-Fontane-Archiv mit einem Open Science Award ausgezeichnet worden.

➤ [Mehr zu den Open Science Awards 2024](#)



➤ [Mehr zu YERUN:](#)



Europa bedeutet für mich Frieden, Kooperation, Mobilität, Vielfalt, Regionalität und Geschichte. Und es bedeutet für mich auch Bürger der Europäischen Union zu sein, womit Rechte und Pflichten einhergehen.

Dr. Peter Ulrich



Fachlich kompetent, für den Beruf qualifiziert

Wie die Universität Potsdam dringend benötigte Lehrkräfte ausbildet



ANTJE HORN-CONRAD

Überall fehlen Lehrerinnen und Lehrer in den Schulen. Um dem großen Bedarf gerecht zu werden, hat die Universität Potsdam, gefördert vom Land Brandenburg, ihre Lehrkräftebildung stark ausgebaut. Zu den vorhandenen 650 Studienplätzen wurden 350 zusätzliche geschaffen und 20 neue Professuren besetzt. Ein Mammutprojekt, das ohne das Zentrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung (ZeLB) nicht zu bewältigen gewesen wäre. Dessen Direktor, der Physikdidaktiker Prof. Dr. Andreas Borowski, erklärt, worauf es jetzt ankommt.

Herr Borowski, Sie betonen stets, wie wichtig die fachliche Ausbildung der Lehramtsstudierenden ist. Warum?

Weil wir Fachlehrkräfte ausbilden, die ihr eigenes Fach verstanden haben müssen, um dies im Sinne des Rahmenlehrplans vermitteln zu können. Das wiederum lernen sie in der Fachdidaktik, die wir in den Studienordnungen deutlicher an der Praxis

ausgerichtet haben. Beim Anteil der Fachdidaktik liegen wir übrigens bundesweit im oberen Bereich!

Stichwort Praxisbezug. Wie können die Studierenden frühzeitig Lehrerfahrungen sammeln?

Das Lehramtsstudium an der Uni Potsdam beinhaltet insgesamt fünf Schulpraktika, die von Hospitationen im ersten Studienjahr bis zum Praxissemester am Studienende reichen. Sie bauen aufeinander auf, sind mit den Lehrveranstaltungen verzahnt und werden gründlich vor- und nachbereitet. Ganz wichtige Partner dabei sind qualifizierte Mentorinnen und Mentoren an den Praktikumsschulen.

Es gibt darüber hinaus ein Netz von Campusschulen. Worum geht es dabei?

Das sind Schulen, mit denen wir zusammen mit Studierenden an konkreten Bildungsthemen forschen. Wir haben den Anspruch, das Lehramtsstudium nicht nur berufsorientiert, sondern auch

forschungsbasiert zu gestalten, also eng mit den Bildungswissenschaften zu verknüpfen.

Warum ist es für die Lehramtsstudierenden wichtig, selbst zu forschen?

Sie begreifen dabei eine Forschungsmethodik, die sie später, insbesondere in der gymnasialen Oberstufe, ihren Schülerinnen und Schülern vermitteln müssen, um sie auf das akademische Arbeiten an einer Hochschule vorzubereiten. Außerdem sollen sie in der Lage sein, neueste bildungswissenschaftliche Erkenntnisse zu verstehen und in der Praxis umzusetzen. Möglichst ihr ganzes Berufsleben lang.

Welche Rolle kann dabei die für Potsdam geplante Universitätsschule spielen?

Sie wird für den Wissenstransfer extrem wichtig sein. Von der Inklusionspädagogik über digitale Bildung bis zur Lernförderung können hier neue Methoden erprobt werden, um sie dann auf andere Schulen zu übertragen. Es wird ein Leuchtturm für die Verbindung von Theorie und Praxis. Und definitiv kein Eliteprojekt! Vielmehr ein bestes Beispiel für schulisches Zusammenleben, das alle integriert.

Auch ein Ort für die Fortbildung?

Sicher, aber nicht der einzige. Gemeinsam mit dem brandenburgischen Landesinstitut für Schule und Lehrkräftebildung wollen wir für die Fortbildung ganz neue Strukturen aufbauen. Es reicht nicht aus, einmal im Jahr eine Veranstaltung zu besuchen. Vielmehr braucht es Zyklen mit mehreren Terminen, damit Lehrkräfte das neu Erworben auch ausprobieren und darüber reflektieren können.

Mit ihrem Qualifizierungsprogramm für geflüchtete Lehrkräfte hat die Universität Potsdam bundesweit Maßstäbe gesetzt. Wie geht es hier weiter?

Wir werden diese wertvollen Erfahrungen nutzen und versuchen, daraus ein International Teachers Program zu entwickeln, um generell mehr Lehrkräfte aus dem Ausland für das deutsche Schulsystem zu qualifizieren. Vor dem Hintergrund zunehmender Migration wird es auch für die deutschen Studierenden immer wichtiger, interkulturelle und sprachliche Kompetenzen zu erwerben.

Wie zum Beispiel?

Im internationalen Studierendenaustausch oder innerhalb unserer europäischen Hochschulallianz EDUC. Eine Besonderheit aber ist, dass Potsdamer Lehramtsstudierende ihr Praxissemester im Ausland absolvieren können. Wir kooperieren dafür weltweit mit 16 Partnerschulen, von Indonesien über Ghana bis nach Kolumbien. Ziel hierbei ist es auch, ein Verständnis für globale Entwicklungen zu gewinnen.

Seit diesem Semester bildet die Universität Lehrkräfte für Berufsschulen aus. Warum?

Um zu helfen, den extrem hohen Bedarf im Land zu decken. Der Masterstudiengang qualifiziert Lehrkräfte für die Berufsfelder Technik und Wirtschaft. Interessant ist, dass hierfür kein lehramtsbezogenes Bachelorstudium erforderlich ist. Bei entsprechenden fachlichen Voraussetzungen ist der Studiengang damit offen für Studierende mit einem fachwissenschaftlichen Bachelor, zum Beispiel in den Ingenieurwissenschaften, im Maschinenbau und in der Elektrotechnik oder in den Wirtschaftswissenschaften.

Neu ist auch ein Master in „Digitaler Bildung“ ...

An der Universität wird schon seit vielen Jahren daran geforscht, wie digitale Medien strukturiert in den Schulunterricht integriert werden können. Das fließt natürlich in die Lehrkräftebildung ein. Mit dem von Potsdam aus geleiteten Verbundprojekt „lernen:digital“ hat diese Entwicklung noch einmal einen Schub bekommen. Der neue Masterstudiengang soll Expertinnen und Experten hervorbringen, die für die digitale Transformation in der Bildung dringend benötigt werden.



Andreas Borowski
ist Professor für Didaktik der Physik und Direktor des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung an der Universität Potsdam.

andreas.borowski@uni-potsdam.de



Physikdidaktiker
Andreas Borowski



Die Landlehrerin


Absolventin Lucia Steinmeyer
unterrichtet an einer Grundschule
im brandenburgischen Zülichendorf



ANTJE HORN-CONRAD

Sie hätte auch Müllerin werden können. Wie das geht, Korn zu Mehl zu mahlen, hat Lucia Steinmeyer schon als Kind bei ihren Großeltern in Luckenwalde gesehen. Lange liebäugelt sie damit, in den Mühlenbetrieb der Familie einzusteigen. Aber dann entscheidet sie sich doch für den Lehrberuf. Sie geht nach Potsdam an die Universität, studiert Sport und Englisch, will Grundschullehrerin werden. Die Verbindung nach Hause reißt währenddessen nicht ab. Der elterliche Hof im brandenburgischen Dobbrikow, die Tiere, das Leben mit der Natur – die junge Frau will das nicht missen. Gleich im ersten Semester kehrt sie für das erste Praktikum in die Region zurück, in der sie aufgewachsen ist. So lernt sie die Grundschule „Am Pekenberg“ in Zülichendorf kennen, ein kleines Kollegium von nur 15 Lehrkräften, das sie sofort aufnimmt. Während die Corona-Pandemie dazu zwingt, online zu studieren, hilft Lucia in der Notbetreuung und nutzt jede Chance, praktische Lehrerfahrten zu sammeln. Ihre Oma ist es, die in der Zeitung vom Landlehrerstipendium liest und ihr davon erzählt. Ohne Umschweife bewirbt sich Lucia. Fortan erhält die Studentin monatlich 600 Euro vom Land Brandenburg und geht damit eine Verpflichtung ein. Sie wird in

Zülichendorf nicht nur ihr Praxissemester und ihr Referendariat absolvieren, sondern dort als Absolventin auch in den Schuldienst eintreten.



Das Brandenburg-Stipendium für Landlehrerinnen und Landlehrer beträgt monatlich 600 Euro und wird bis zum Ende der verbleibenden Regelstudienzeit gezahlt. Die Studierenden verpflichten sich zu einer Lehrtätigkeit an einer zugeordneten Programmschule für mindestens die Dauer, die sie gefördert wurden. Das Stipendium soll ihnen ein fokussiertes Studium ermöglichen. Zusätzlich erhalten sie ein umfangreiches Begleitprogramm, das pädagogische Seminare umfasst, bei der Vernetzung vor Ort und im zukünftigen Landkreis unterstützt, Treffen mit den anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten organisiert und bei konkreten Anliegen hilft.

➤ **Weitere Informationen**





Lucia Steinmeyer unterrichtet eine vierte Klasse in Englisch.



Mehr als ein Lernort

An lodernnden Sonnenblumenfeldern, stillen Dörfern, frischen Wiesen vorbei führt der Weg in den kleinen Ort, in dem rund 300 Menschen leben. Ein märkisches Dorf zwischen Nuthe und Baruther Urstromtal. Mittendrin – hellgrün gestrichen – die Grundschule, die viel mehr sein will als ein Lernort. Ein Hort für die Kinder, ein Entdeckungsraum, Spielplatz, ein sicheres Dach, unter dem sich alle frei entfalten sollen. Ein Haus, aus dem man hinauswandern kann in die Wälder, an Seen, auf die Weide, um Tiere und Pflanzen zu beobachten. Und in das man zurückkehren kann, um all das Mitgebrachte zu sortieren, einzuordnen und verstehen zu lernen. So hat es Lucia selbst erfahren, so will sie es weitergeben an „ihre“ Kinder.

Und das sind ab diesem Schuljahr die Mädchen und Jungen der vierten Klasse. Die Verantwortung scheut die junge Lehrerin nicht. Schon im vergangenen Schuljahr, ihrem ersten als fertig ausgebildete Lehrkraft, hat sie eine sechste Klasse von einer erkrankten Kollegin übernehmen müssen. „Das Wasser wird nicht wärmer, wenn man später springt“, sagt sie, hebt die Hände und lacht. Sie führte Elterngespräche, schrieb Gutachten, organisierte den Übergang in die weiterführenden Schulen und unterrichtete die volle Stundenzahl! „Nichts für schwache Nerven. Man muss in kurzer Zeit so viele Entscheidungen treffen, immerzu interagieren. Das braucht Energie und eine kräftige Stimme.“ Und die hat sie. Nicht nur

in der Sporthalle, sondern auch im Englischunterricht, wenn sie als „Miss Stone“ am Smart Board neue Vokabeln erklärt. Sie sprüht. Ihre Augen blitzen. Die Funken springen über. So schafft sie es, in Beziehung zu treten. Zu den Kindern. Und zu den Eltern, die sie, wie auch andere Menschen aus dem nahen Umfeld, viel stärker in das Lernen einbeziehen möchte.

Modern und digitalisiert

Nicht wenige Ideen dafür hat sie aus dem Begleitprogramm zum Landlehrerstipendium mitgenommen, das die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) organisiert und darin Seminare zur Elternarbeit, zur Theater- oder Waldpädagogik, aber auch zu Achtsamkeit im Lehrberuf anbietet. Noch immer profitiert die 26-Jährige vom Netzwerk, das die ehemaligen und die derzeitigen Stipendiatinnen und Stipendiaten geknüpft haben, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Inzwischen wirbt Lucia Steinmeyer als Videobotschafterin für die Arbeit an den Landschulen, die so dringend auf gut qualifizierte Lehrkräfte warten. In einer Pressekonferenz saß sie neben dem Bildungsminister und argumentierte: Längst seien die Schulen so modern und digitalisiert wie andernorts, trotz ihrer überschaubaren Größe, die wiederum ein Vorteil sei, weil man sich untereinander besser kenne. Lucia lobt den Gemeinschaftssinn, die Nähe zur Natur und die kurzen Wege, ob zum Fußballverein oder zur Freiwilligen Feuerwehr. „Wenn die Kinder in der Schule ihren Fahrradführerschein machen, kommt die Polizei vorbei, um die Prüfung abzunehmen und schaut gleich, ob die Räder in Ordnung sind.“ Auch viele außerschulische Lernorte lägen quasi vor der Tür: „Das Grüne Klassenzimmer der Landesgartenschau in Beelitz zum Beispiel oder das Wildgehege im Glauer Tal“, zählt sie auf. Und dann gibt es ja auch noch die Mühle in Luckenwalde, zu der Lucia Steinmeyer immer einen Schlüssel hat.

Lucia Steinmeyer studierte Sport und Englisch an der Universität Potsdam und unterrichtet heute an der Grundschule in Zülichendorf.

”

Längst sind die Schulen auf dem Land so modern und digitalisiert wie andernorts.



Digitale Lehre weiterdenken

Wie die Digitalisierung in den kommenden Jahren das Lehren und Lernen an der Universität Potsdam verändern soll



Die Zeit, in der Moodle das Non-plusultra des E-Learning war, ist lange vorbei. Die Corona-Pandemie hat der digitalen Lehre einen Schub verliehen, den sie – zum Glück – auch nicht wieder eingebüßt hat. Aber wohin geht die Reise universitären Lernens? Die Universität Potsdam will sich eigene Ziele setzen und hat dafür eine neue E-Learning-Strategie für die kommenden fünf Jahre erarbeitet. Im Interview sprechen die Vizepräsidentin für Lehre, Studium und Europa Britta van Kempen, Marlen Schumann vom Zentrum für Qualitätsentwicklung in Lehre und Studium (ZfQ), CIO Dr. Peter Kostädt und die Informatikerin Prof. Dr. Ulrike Lucke über Erreichtes und Geplantes.

Wann hat digitale Lehre Sie zuletzt überrascht oder restlos überzeugt, weil sie etwas möglich gemacht hat, was bislang (analog) nicht ging?

Ulrike Lucke: Während der Corona-Pandemie. Wir steckten gerade in der Prüfungsphase, als die

ersten Einschränkungen kamen. Und ich war heilfroh, dass es uns nicht ganz unvorbereitet getroffen hat. Wir hatten schon elektronische Prüfungsformate, sonst hätten wir das nicht hinbekommen. Aber was wir dann auf die Beine gestellt haben,



Marlen Schumann (l.)
und Britta van Kempen

hat mich überzeugt, nicht überrascht. In der Forschung arbeiten wir schon lange an digitaler Lehre.

Britta van Kempen: Mich hat überrascht, was mit dem Siegeszug von ChatGPT 2022 über uns kam. Und wieder ging es um Prüfungen, denn plötzlich stand ein Teil der Prüfungskultur komplett infrage.

Marlen Schumann: Die drei Veranstaltungen, die 2024 mit dem Landeslehrpreis ausgezeichnet wurden, haben mich überzeugt und mir gezeigt, dass digitale Lehre immer neue Türen öffnet. Und im Kleinen: Ich durfte unlängst miterleben, wie sich Studierende in einem Seminar in Kleingruppen auf eigene Podcast-Aufnahmen vorbereitet haben. Dabei haben sie sich intensiv mit dem Medium auseinandergesetzt und dessen Eigenheiten selbst erschlossen. Für mich ein sehr gutes Beispiel für digitale Lehre.

Was von dem, was grundsätzlich möglich ist, ist an der UP schon machbar oder gar „Standard“ – und wovon sind wir noch mehr oder weniger weit entfernt?

Schumann: Grundlegend sind wir technisch gut ausgestattet, die zentrale E-Learning-Plattform ermöglicht es, auf verschiedenen Wegen zusammenzuarbeiten. Und auch innovative Szenarien sind möglich, etwa mithilfe von Virtual-Reality-Technologien oder Audience-Response-Systemen. Was das Thema Künstliche Intelligenz angeht, da sind wir auf dem Weg. Hier müssen wir noch einige technische Voraussetzungen schaffen.

Foto: © Thomas Reese



Lucke: Ich würde einschränkend sagen: Das ist „yet another hype“. Und es werden andere kommen. Für uns ist wichtig, dass wir die Kultur und Strukturen an der Hochschule so gestalten, dass wir auf Veränderungen reagieren und Neuigkeiten implementieren können – ohne uns jedes Mal neu zu erfinden. Das gelingt uns ganz gut.

van Kempen: Absolut. Das Überraschungsmoment durch KI war kurz, weil wir schnell reagieren und uns auf eine Position einigen konnten. Das Netzwerk der E-Learning-Steuerungsgruppe und die gute Zusammenarbeit in der Hochschule sind ein Pfund!

Open Science etablieren

Landeslehrpreisträgerin Prof. Dr. Ulrike Lucke über gute digitale Lehre

Im Mai 2024 erhielt die Informatikerin Prof. Dr. Ulrike Lucke zusammen mit ihrem Team einen der Landeslehrpreise für exzellente Hochschullehre in Brandenburg. „Digitale Lehre ermöglicht eine größere Binnendifferenzierung – sie sieht auf jedem Bildschirm anders aus, kann auf unterschiedliche Bedürfnisse eingehen“, so die Informatikerin. In ihrer ausgezeichneten Seminarreihe hat sie das Erlernen und Erproben von Methoden wissenschaftlichen Arbeitens mit aktuellen inhaltlichen Themen verbunden, zuletzt: „Künstliche Intelligenz und Ethik“. „In dem Kurs, den wir gemeinsam mit der Technischen Universität München durchführen, bearbeiten die Studierenden individuelle Themen in bevorzugt hochschulübergreifenden Tandems. Durch ihre verschiedenen kulturellen und fachlichen Hintergründe bringen sie unterschiedliche Wahrnehmungen von KI sowie Ethik in Gesellschaft und Politik ein und befördern eine pluralistische Sichtweise.“ Auf ihrem To-do-Zettel stehen aktuell zwei Projekte: Zum einen findet sie, Open Science sollte sich auch in der Lehre wiederfinden. „Wie erstellt man offene Daten? Wie bereitet man sie auf und präsentiert sie richtig? Wir müssen das Potenzial von Open Science im Curriculum verankern.“ Zum anderen arbeitet sie darauf hin, auch Forschungsdatenmanagement disziplinübergreifend Studierenden nahezubringen. „Natürlich sind Methoden und Standards von Fach zu Fach verschieden und die Umsetzung auch eine Ressourcenfrage. Aber diesen Diskurs würde ich gern – moderierend – begleiten.“



➤ **Ulrike Lucke**
im Interview



Marlen Schumann,
Britta van Kempen,
Ulrike Lucke und
Peter Kostädt (v.l.n.r.)

Peter Kostädt: Tatsächlich wurde uns das bei einer Peer-to-Peer-Strategieberatung durch Expert*innen anderer Hochschulen auch von extern bestätigt: Gelobt wurden dabei unsere innovative Kultur und Entwicklungstools, die uns helfen, neue Technologien, Szenarien und Ansätze zu erproben, aber auch unsere Supportstrukturen und der sehr gute Austausch der beteiligten Akteure.

van Kempen: Hier haben wir aus den Anfangsjahren gelernt und die Steuerungsgruppe breiter aufgestellt, um wirklich alle Stakeholder zusammenzuführen. Wo ist noch Luft nach oben? Während wir in Sachen Software und digitale Plattformen gut aufgestellt sind, ist und bleibt die Ausstattung mit Geräten – und ihre Wartung – ein Thema.

In der neuen „E-Learning-Strategie 2023–2028“ heißt es, der „Einsatz von digitalen Medien in der Lehre soll didaktisch begründet sein“. Wann und wie ist er das?

Lucke: Manche kaufen ein Auto nach der Farbe oder danach, wie es klingt. Ich denke, entscheidend sollte der Nutzwert sein. Das gilt auch für die Digitalisierung von Lehre. Sie soll die Zielgruppe beim Lernen unterstützen: etwa indem sie mehr Orientierung bietet, Alternativen aufmacht und das Lernen an unterschiedliche Lebenslagen anpasst.

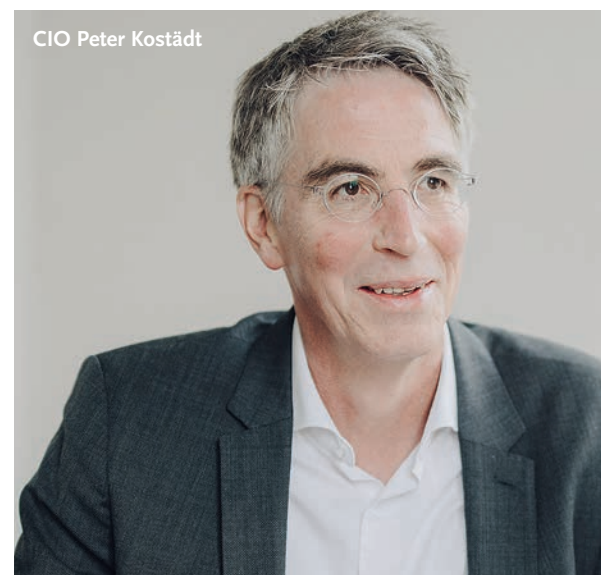
van Kempen: Diese lebenspraktische Ebene ist das Eine, dazu kommt die didaktische: Digitale Lehre soll entsprechende Kompetenzen aufbauen. Aber, das sage ich immer wieder, wir sind eine Präsenzuniversität und bleiben das auch. Digita-

lisierung kommt dort zum Einsatz, wo die Lehre Komponenten beinhaltet, die besser mit digitalen Tools umgesetzt werden.

Umgekehrt könne, so heißt es, ein „umfassender und nachhaltiger Einsatz von E-Learning“ zur Entwicklung der Qualität in Studium und Lehre beitragen. Wie?

Lucke: Wenn ich mir – im Angesicht neuer digitaler Möglichkeiten – Gedanken darüber mache, warum ich so lehre, wie ich lehre, ist das schon ein Beitrag zur Qualität.

Schumann: Überlegungen, wie sich digitale Medien sinnvoll einsetzen lassen, bieten einen guten Anlass, über Lehre im Allgemeinen nachzudenken. Lehre sollte sich immer auf die Lernenden und ihr Lernen beziehen und sie dabei unterstützen. Wege zu finden, wie sich digitale Tools sinnvoll und fachspezifisch einsetzen lassen, ist unser aller Aufgabe.



CIO Peter Kostädt

Kostädt: Gleichzeitig ist es wichtig, auch auf Probleme hinzuweisen. Vieles, was aktuell auf uns zukommt, geht nicht konform mit der Datenschutz-Grundverordnung. Das macht es für uns schwierig, manche Tools in der Lehre einzusetzen. Hier gilt es, die Lehrenden und Studierenden zu sensibilisieren und über Risiken und Einschränkungen zu informieren.

van Kempen: Wir fördern auf diesem Weg auch die Medienkompetenz der Studierenden. Gerade in der Lehrkräftebildung ist das eine wichtige Schulung. Ich erwarte von unseren Lehrenden, dass sie sich mit ihren Studierenden, künftigen Lehrerinnen und Lehrern, damit auseinandersetzen. Wie gehen sie später damit um, wenn ihre Schülerinnen und Schüler mit einem Tool schon zwei Schritte weiter sind als sie selbst?

Die E-Learning-Strategie ist Bestandsaufnahme nach Corona und Zielsetzung zugleich. Was sind die wesentlichen Ziele?

van Kempen: Wir möchten mithilfe der Digitalisierung unsere Lehre internationaler gestalten – in der EDUC-Allianz etwa, oder auch mit COIL, das es ja schon länger gibt. Auf diesem Wege sollen Studierende ihre Mobilität leichter beginnen können. Wir schaffen mithilfe internationaler digitaler Lehre viele kleine Bausteine, die die Studierenden und Lehrenden näher zusammenbringen. Da werden wir in den kommenden Jahren eine schnelle Entwicklung sehen.

Lucke: Wir müssen auch darauf hinarbeiten, Innovationen besser aufzunehmen: sie erkennen, aufspüren, prüfen und unterstützen, wo es sinnvoll ist. Wir brauchen Strukturen, die das können.

Foto: © Thomas Roesse

„Der Lernzuwachs ist viel größer“

E-Learning Award-Preisträgerin
Prof. Dr. Nina Brendel über eine gelungene
Verbindung von digital und analog



Unser Leben ist längst digital, also sollten Lehren und Lernen es auch sein. Aber wie sieht erfolgreiche digitale Lehre eigentlich aus und was unterscheidet sie von klassischen Präsenzformaten? „Gute digitale Lehre trägt dem Umstand Rechnung, dass wir im Zeitalter der Digitalität anders kommunizieren, handeln und lernen“, sagt Prof. Dr. Nina Brendel. Die Professorin für Geographische Bildung an der Universität Potsdam erhielt 2023 für ihre „Vorlesung im Zeichen einer neuen Lern- und Prüfungskultur“ den E-Learning Award. „Gute digitale Lehre bildet letztlich veränderte Praktiken in der Gesellschaft ab und passt Lehre dahingehend an.“ Passgenau auf die Lerngruppe, den Lerninhalt, die Lehrperson und die Lernsituation zugeschnitten, ermöglicht sie vielfältigere und individuellere Lernwege als Präsenzlehre. Dabei findet die Didaktikerin Mischformen aus beiden besonders reizvoll, weshalb sie für ihre ausgezeichnete Vorlesung Wege gesucht habe, dieses Lehrformat im Sinne einer Neuen Lern- und Prüfungskultur umzugestalten. „Dazu gehört zum Beispiel, dass Studierende die Veranstaltungen mitgestalten, sei es durch die Auswahl der Inhalte oder durch ihre eigenen Fallbeispiele und Unterrichtsansätze“, so Nina Brendel. Die Partizipation erstreckt sich sogar auf die Klausur, deren Inhalte die Studierenden mitbestimmen. Eine solche Vorlesung mache zwar mehr Arbeit als das klassische Format. „Aber der Lernzuwachs ist aus meiner Sicht viel größer und mir macht es sehr viel Spaß, mit jeder Lerngruppe gemeinsam den für sie bestmöglichen Lernweg zu finden.“ Künftig möchte sie mehr Virtual Reality einbinden, um virtuelle Erlebnisse noch stärker in der Lehre zu verankern.



➤ **Nina Brendel**
im Gespräch

Schumann: Zudem geht es um die stetige Weiterentwicklung der digitalen Lehre unter Bezugnahme auf zu erarbeitende Qualitätskriterien und akademische Medienkompetenzen. Eine Kultur des Austauschs und der Vernetzung über alle Statusgruppen hinweg spielt hierbei eine wesentliche Rolle.

Kostädt: Ein weiteres Ziel ist, das Thema Openness in die Lehre zu bringen. Während wir etwa bei Open Access, Open Research Data und Open Research Software auf einem guten Weg sind, hängen wir bei Open Educational Resources noch etwas hinterher.

➤ **Zum ganzen Interview mit weiteren Informationen**





Mit Willensstärke und Leidenschaft

Universitätsstipendiatin Alejandra Camelo Cruz entdeckte in Potsdam ihre Begeisterung für die Schnittstelle von Technologie und Sprache



DR. JANA SCHOLZ

Mit ihren 28 Jahren hat Alejandra Camelo Cruz schon viel erlebt: Nach dem Schulabschluss wollte die Kolumbianerin Priester werden und lebte drei Jahre im Kloster. Sie trat aus, als sie ihre Leidenschaft für die Linguistik entdeckte, kam für einen Studienaustausch nach Potsdam und entschloss sich hier zu einer Geschlechtsangleichung. Heute studiert die trans* Frau im Master und erhält das Potsdamer Universitätsstipendium. Ihr „Plan A“ für die Zukunft: Sie möchte Künstlicher Intelligenz kleine Sprachen beibringen.

Die zielstrebige Stipendiatin ist heute gleich in zwei Master-Studiengänge eingeschrieben, Computational Science und Cognitive Systems. Auch ihren Bachelor hat sie in Potsdam abgeschlossen. Ihr damaliges Studium in Linguistik begann sie in Bogotá. Während eines Austauschsemesters an der Universität Potsdam 2019 gefiel es ihr am hiesigen Department Linguistik so gut, dass sie entschied zu bleiben: „Dort wird sehr gute Forschung gemacht.“

Indigene Sprachen und Künstliche Intelligenz

Alejandra Camelo Cruz interessiert sich bereits seit dem Bachelor in Kolumbien für indigene Sprachen auf der ganzen Welt, in Potsdam kam

sie dann aber auch zur Computerlinguistik. „Beim ‚Natural language processing‘ geht es darum, KI zu befähigen, Sprache zu verarbeiten. Meistens wird das mit den großen Sprachen wie Englisch, Französisch, Spanisch oder Deutsch gemacht. Es gibt aber insgesamt etwa 7.000 Sprachen auf der Welt. Mich interessiert, wie die sogenannten ‚kleinen‘ Sprachen, die nicht viele Menschen beherrschen, gerechnet werden können.“

Camelo Cruz hat eine Teilzeitstelle am Leibniz Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft in Berlin, wo sie für die computergestützte Vor- und Nachbereitung von Experimenten verantwortlich ist. Dort wird mit 50 Sprachen gearbeitet, unter anderem einer Maya-Sprache. „Hier unterstütze ich die Forschung mithilfe von computationellen Tools. Zum Beispiel müssen grammatikalische Kategorien von Wörtern in einem Satz oft manuell angegeben werden. Ich helfe dabei, diese Aufgabe zu automatisieren.“ In Potsdam sei der Forschungsbereich noch nicht so stark vertreten. „Es gibt nicht viele, die sich sowohl mit computationellen Methoden als auch mit kleinen Sprachen auskennen“, sagt Alejandra Camelo Cruz.

Auf ihrem Bildungsweg begegneten der Stipendiatin viele Herausforderungen. Als sie 2019 entschied, ihren Bachelor in Potsdam fortzusetzen, begann die Pandemie. Damals hatte sie zwar bereits Deutschkenntnisse auf dem Niveau B1. „Das war aber bei Weitem nicht genug, ich konnte eigentlich nichts verstehen. Es hat ungefähr



Alejandra Camelo Cruz studiert Computational Science und Cognitive Systems an der Universität Potsdam und erhält das Universitätsstipendium.

ein Jahr gedauert, bis ich auf Universitätsniveau schreiben und sprechen konnte.“ Die Sprachbarriere, kulturelle Unterschiede und die Pandemie machten es doppelt schwer, Freunde zu finden. Auch die Finanzierung ihres Studiums war nicht immer leicht. „Ich komme aus einem armen Land. Mein Vater hat mir in den ersten Monaten ein bisschen Geld gegeben, aber ich musste schnell eine Arbeit finden.“

Als sie in Potsdam ankam, wohnte Alejandra Camelo Cruz zunächst am Studierendenwohnheim. Inzwischen lebt sie in Berlin. „Berlin und Potsdam sind sehr offene Städte“, sagt die Studentin, die hier ihre Geschlechtsangleichung während der Corona-Pandemie hatte. Sie entschloss sich zur Transition, als sie 2019 – noch als Mann – nach Potsdam kam. „Damals dachte ich: Ich will das jetzt, sonst mache ich es nie.“ Ende 2020 begann sie mit der Hormonbehandlung. Der soziale Rückzug während der Pandemie gab ihr die Möglichkeit, erst zu sich selbst zu finden, bevor sie als Frau auf andere Menschen treffen würde. So arbeitete sie zunächst im Homeoffice. „Ich konnte mich ausprobieren und alles anziehen, ohne gleich Feedback zu bekommen. Ich brauchte mich nicht zu zeigen, bis ich mich wohl fühlte.“ Vor einem Jahr ging sie dann zum ersten Mal als Frau an die Uni. „Alle haben positiv reagiert, auch meine Profs. Das hat mich sehr erleichtert. Die Menschen haben mich sehr unterstützt und meinen neuen Namen und meine Pronomen schnell angenommen.“

Für sie war es die richtige Entscheidung, in Deutschland zu transitionieren. Und doch: „Es gibt Menschen, die mich anstarren. Das habe ich aber auch als Mann gespürt, wenn ich mit einem anderen Mann Hand in Hand gegangen bin. Damit muss man leben.“ Alejandra Camelo Cruz ist jedoch besorgt, was das Erstarken der Rechten in Deutschland betrifft. „Man spürt, dass der Hass steigt. Viele Menschen fühlen sich von der Gesell-

schaft und vielleicht auch von der Politik in ihren Positionen bestärkt.“

Hürden überwinden mit dem Universitätsstipendium

Von ihrer Familie erfährt sie viel Unterstützung, obwohl sie bisher nur drei Mal nach Bogotá reisen konnte. „Meine Familie ist sehr offen und ich bin dankbar dafür. Mein Vater ist zwar konservativ, aber er ist an meiner Transition gewachsen.“ Camelo Cruz war in Kolumbien auf einer katholischen Schule und entschloss sich nach dem Abschluss, ins Kloster zu gehen. Drei Jahre lebte sie bei den Dominikanern und wollte Priester werden. „Dafür muss man Philosophie oder Theologie studieren. Ich wollte außerdem Latein und Altgriechisch lernen, um die klassischen philosophischen Texte lesen zu können.“ Die Grammatik der alten Sprachen begeisterte sie – das führte sie zur Linguistik. Für das Studium trat sie aus dem Kloster aus. Ihre religiöse Erziehung und die Zeit im Kloster haben sie jedoch stark geprägt. Obwohl sie die Kirche heute kritischer sieht, besucht sie gelegentlich die Katholische Studierendengemeinde (KSG) in Berlin. „Dort gibt es einen wunderbaren Priester. In der KSG werden auch queere Messen gefeiert.“

Seit einem Jahr erhält Alejandra Camelo Cruz nun das Potsdamer Universitätsstipendium. „Das ist wirklich eine große Erleichterung für jemanden wie mich. So muss ich mir weniger Gedanken um die Finanzierung machen und kann mich besser aufs Studium fokussieren.“ Sie hat kürzlich eine Verlängerung beantragt und wird voraussichtlich ein weiteres Jahr unterstützt werden. Nach dem Studienabschluss möchte die Linguistin dann weiter an der Schnittstelle von Technologie und Sprache arbeiten. Ob in Forschung oder Industrie, das wird sich noch zeigen. Eines scheint festzustehen: Ihr starker Wille wird sie ans Ziel führen.

Das **Universitätsstipendium** wird im Rahmen des Deutschlandstipendiums des Bundesforschungsministeriums und mit Spenden finanziert.

➤ Weitere Informationen



Mit **Transition** wird der Übergang von einem Geschlecht in ein anderes bezeichnet. Sie kann die Verwendung eines neuen Namens, die Veränderung des Kleidungsstils, die Anpassung des Geschlechtseintrags und medizinische Behandlungen umfassen.



Mich interessiert, wie die sogenannten ‚kleinen‘ Sprachen, die nicht viele Menschen beherrschen, gerechnet werden können.





Zwischen Hörsaal und Klimastreik

Studentin Lena Gundelfinger kämpft gegen die Erderwärmung



Lena Gundelfinger steigt auch mal in eiskaltes Wasser, wenn es der Sache dient. Die junge Frau engagiert sich bei „Fridays for Future“ (FFF) für mehr Klimaschutz und -gerechtigkeit, anfangs in ihrer Heimat Konstanz, seit 2021 in Potsdam, wo sie inzwischen studiert. Beides zu verbinden, fällt ihr nicht schwer. Ihre Studienfächer Politik und Wirtschaft empfindet sie als perfekte Vorbereitung darauf, sich auch künftig wirkungsvoll einzumischen.

Der Wunsch danach entstand während ihrer Schulzeit: „Wie vielen wurde mir bewusst, dass wir auf eine globale Krise zusteuern“, sagt sie. „Und obwohl bekannt ist, wohin dieser Weg führt, wird zu wenig getan. Diese Erkenntnis war für mich der Auslöser, mich zu engagieren.“ Lena Gundelfinger ging in die FFF-Ortsgruppe, stieg medienwirksam in die Ostsee und absolvierte ein Freiwilliges Soziales Jahr bei der Caritas, auch hier mit klarem Auftrag: mehr Klimaschutz! Dabei organisierte sie – mitten in der Corona-Pandemie unter erschwerten Bedingungen – ein Festival

zum Thema, Upcycling-Projekte und Workshops. „Die Corona-Pandemie hat die Aktionsformen von FFF und Co. stark verändert“, sagt sie. „Vieles ging lange nur digital – und die Vielzahl von Krisen, die seit 2020 die Nachrichten und Debatten bestimmen, haben die Klimakatastrophe, die sich vor unseren Augen ereignet, zum Teil verdrängt.“

Dabei habe FFF schon einiges erreicht, betont die Aktivistin: „Ich habe durchaus Hoffnung, wenn ich sehe, dass der Klimawandel und der Kampf dagegen präsenter sind als früher. Gleichzeitig habe ich Angst, dass das nicht reicht.“ Und auch politisch habe sich viel bewegt: „Die Bemühungen von Politik und anderen Akteuren gehen in die richtige Richtung. Aber über den Punkt, wo man das loben kann, sind wir hinaus.“

Argumentieren für eine nachhaltigere Klimapolitik

Nach Potsdam kam Lena Gundelfinger fürs Studium. Politikwissenschaften und Volkswirtschaftslehre seien eine gute Mischung für jemanden, der


Lena Gundelfinger
studiert
Politikwissenschaften und
Volkswirtschaftslehre an der
Universität Potsdam.

unsere von Wirtschaftspolitik getriebene Gesellschaft dazu bewegen will, nachhaltigere Klimapolitik anzugehen, findet sie. „In vielen Diskussionen heißt es, diese oder jene Maßnahme sei wirtschaftlich nicht tragbar. Diesen scheinbaren Totschlagargumenten mit dem entsprechenden Wissen begegnen zu können, erscheint mir wichtig.“

Denn wer die Menschen ganz persönlich zum Umdenken bewegen will, braucht gute Argumente, weiß die Studentin. Mehr und günstigeren ÖPNV, erneuerbare Energien aus- und Bürokratie dafür abbauen, klimaschädliche Subventionen abschaffen – Instrumente, die spürbar helfen würden, gibt es viele. Doch sie umzusetzen, ist mitunter anstrengend, der Wille, daran mitzuwirken, oft nicht da. „Wir müssen den Menschen klarmachen, dass keine Transformation keine Möglichkeit ist“, so Gundelfinger. „Klimaschutz ist teuer, das ist klar. Aber viele reden darüber, als könnte man es auch lassen. Nur: Diese Wahl haben wir nicht. Es gibt nur jetzt oder später – aber später wird es viel, viel teurer.“

Ankommen in der Mitte der Gesellschaft

Deshalb sucht sich FFF immer häufiger Verbündete, die es zahlreich gibt. Anfang März 2024 riefen die Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft ver.di und FFF gemeinsam zum Streik auf und legten den Potsdamer Nahverkehr für einen Tag lahm. „Der Verkehr ist einer der stärksten Verursacher für schädliche Treibhausgase, sein Umbau hingegen viel zu langsam“, so die Aktivistin. „Also haben wir uns mit den Beschäftigten des ÖPNV zusammengetan, die ebenfalls ein großes Interesse daran haben, ihn auszubauen und attraktiver zu machen.“ Die Botschaft: Klimaschutz als Umbau, nicht nur Verzicht. Auch mit anderen Initiativen und Akteuren gehen die FFF-Aktiven immer häufiger gemeinsam auf die Straße, etwa, als es im Februar darum ging, gegen Rechtsextremismus und für mehr Demokratie einzutreten. Lena Gundelfinger – als Versammlungsleiterin – mittendrin.

„Wir merken, dass sich unsere Arbeit verändert, und damit auch die Wahrnehmung: Je mehr Bündnispartner wir haben, von denen viele auch breit aufgestellt und gesellschaftlich anerkannt sind, desto stärker ändert sich das Außenbild von FFF. Unser Anliegen ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Und wir kommen mit Menschen ins Gespräch, die wir vorher nicht erreicht haben.“

Der Weg zu den klimapolitischen Zielen, die sich die Weltgemeinschaft in Paris und anderswo gesteckt hat, ist freilich noch weit. Möglicherweise zu weit. Doch Grund, den Kopf in den Sand zu stecken, ist diese Befürchtung für Lena Gundelfinger nicht: „Wenn ich denken würde, das schaffen wir nicht, wäre ich nicht mehr politisch aktiv.“

Dass sie einen langen Atem besitzt, hat die Aktivistin schon bewiesen. Und sie will dranbleiben, auch nach dem Studium. „Ich würde gern bei der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Transformation mithelfen“, sagt sie. „Vielleicht nicht direkt in der Politik, eher in einer Nichtregierungsorganisation, die politische Prozesse und Akteure berät.“

Fridays for Future Potsdam

Wer bei Fridays for Future mitmachen möchte, kontaktiert die Gruppe über Instagram.



Interessierten steht es außerdem offen, sich bei Parents oder Scientists for Future zu engagieren.



Aktivistin und Studentin:
Lena Gundelfinger

Fotos: © Kevin Ryl (o.); AdobeStock/Animaflores PicsStock (u.)



Teehaus als Punktwolke

Wie das Studium der Fernerkundung Geschichte und Hightech zusammenbringt



MATTHIAS ZIMMERMANN

Zwei Studierende schlendern mit einem Stativ durch den Welterbepark Sanssouci, den Ökonomieweg entlang bis zum Chinesischen Teehaus. Nach und nach umrunden sie das weltbekannte Gebäude, machen Aufnahmen von allen Seiten. Was aussieht wie eine besonders begeisterte Fotosafari von Weltenbummlern, ist in Wirklichkeit praxisorientiertes Studieren: Sie vermessen das Gebäude mit einem rotierenden Laserscanner, der auch als LiDAR bezeichnet wird. „Das Projekt wird im Masterstudiengang ‚Remote Sensing, geoInformation, and Visualization‘ angeboten“, erklärt Bodo Bookhagen, Professor für Geologische Fernerkundung an der Universität Potsdam. „Die Studierenden lernen so ganz praktisch den Umgang mit 3D-Punktwolken und Netzen, sogenannten meshes, und wie man diese für Berechnungen verwenden kann.“ Eine Punktwolke wiederum ist eine digitale 3D-Darstellung eines physischen Objekts oder Raums, so der Geowissenschaftler.



**Zum Interview
mit Bodo Bookhagen**





1



2

1 Mit einem 3D-Laserscanner vermisst ein Student den unter Friedrich dem Großen errichteten Gartenpavillon im Welterbepark. „In den Erd- und Umweltwissenschaften gibt es viele Anwendungen von Lidardaten, zum Beispiel zur Messung von Vegetationshöhen, zum Erstellen von Digitalen Geländemodellen, bei denen die Vegetation herausgerechnet ist, oder bei der Volumen- und Biomassenberechnung für den CO₂-Haushalt. Nicht zuletzt dienen sie dazu, das Waldbrandpotenzial zu bestimmen“, so Bodo Bookhagen.

2 Hier überprüft ein Seminarteilnehmer die Einstellungen des terrestrischen – also auf dem Boden stehenden – 3D-Laserscanners Zoller+Fröhlich IMAGER 5016. „3D-Informationen, die mit einem Laserscanner generiert worden sind, sind häufig genauer und erlauben auch, Objekte zu erkennen, die sich hinter der Vegetation befinden, da die sehr kleinen Laserstrahlen zwischen Blättern hindurch die versteckten Bereiche ausleuchten können“, sagt der Geowissenschaftler.

3 Die Software, mit der die LiDAR-Daten verarbeitet werden, ermöglicht eine exakte dreidimensionale Rekonstruktion des Chinesischen Teehauses. „An der Universität Potsdam arbeiten verschiedene Arbeitsgruppen in den Erd- und Umweltwissenschaften mit Laserscans und dem Erstellen von 3D-Informationen“, erklärt Bookhagen. So werden kriechende Bergstürze beobachtet und vermessen, Vegetationsveränderungen nach Waldbränden erfasst, Vegetationshöhen und Biomassen bestimmt, Bäume in Wald- und urbanen Gebieten gezählt, Versätze bei Erdbeben gemessen und – durch jährlich wiederholte Aufnahmen – Gletscherveränderungen berechnet.

4 Die Potsdamer Studierenden haben in diesem Jahr unter anderem das neue Informatikgebäude in Golm (s. Abbildung) vermessen, die Siegestsäule in Berlin aufgenommen und ein altes Flugzeug auf dem Tempelhofer Feld erfasst.



3



4



Grenzen überwinden mit digitaler Medizin

Lars Masanneck erhält den Absolventenpreis der Universitätsgesellschaft



SARAH-MADELEINE AUST



Das Studium hat mir sehr viele Chancen für ein vielfältiges Berufsleben geboten.

Was führt einen promovierten Arzt nach Abschluss seines Medizinstudiums eigentlich an die Digital Engineering Fakultät der Universität Potsdam? Laut Lars Masanneck war es vor allem ein Zufall. Und seine Leidenschaft für das Programmieren! Eine Leidenschaft, die ihn schon während seiner Studienzeit in Münster umtrieb, wo er gemeinsam mit Kommilitoninnen und Kommilitonen einen Verein gründete, dessen Ziel es war, Informatikstudierende und Medizinstudierende zusammenzubringen. Hier hörte er das erste Mal von einem Studiengang in Potsdam, in dem Ärzt*innen und Informatiker*innen gemeinsam studieren. „Der fachübergreifende Austausch war mir schon damals sehr wichtig.

Denn gerade während meiner Forschung für die Doktorarbeit habe ich entdeckt, dass mich die gezielte Auswertung von Daten mehr fasziniert als das Pipettieren – und man dort ohne entsprechende Kenntnisse schnell an seine Grenzen stößt“, erläutert Lars Masanneck. Nach Abschluss seiner Promotion entschied er sich entgegen vieler Erwartungen gegen den geradlinigen Weg einer klassischen Mediziner-Karriere. Stattdessen nahm er voller Überzeugung „die Abzweigung“ nach Potsdam, um mit einem Master in Digital Health die spannende Verbindung von Gesundheitswesen und digitalen Technologien auszuloten. Es ist einer von fünf Master-Studiengängen, die an der vom Hasso-Plattner-Institut (HPI) und der Universität gemeinsam getragenen Digital Engineering Fakultät angeboten werden.

Spagat zwischen Klinikalltag und Forschung

Im August 2023 schloss Lars Masanneck sein Studium mit Auszeichnung ab und erhielt 2024 den Absolventenpreis. Für seine Masterarbeit untersuchte er den Nutzungstrend von Digital-Health-Technologien in klinischen Studien. In der Arbeit analysierte er daraufhin auch, welche Auswirkungen technische Fortschritte auf den Einsatz von neuen Technologien in klinischen Studien haben. „Das Schöne an Medizin ist ja, dass man verschiedene Bereiche vereinen kann: auf der einen Seite die Naturwissenschaften und die forschende Arbeit, bei der das Digitale eine immer größere Rolle spielt. Auf der anderen Seite aber auch die angewandte Arbeit mit den Menschen, bei der man mitten im Leben steht. Gleichzeitig habe ich die Zeit, als Arzt mit starkem Forschungsschwerpunkt auch Studien durchzuführen oder technisch etwas mitzuentwickeln. Diesen Spagat finde ich sehr spannend!“

Ein Spagat, der nicht immer leicht gelingt. Als Assistenzarzt in einer Klinik ist Lars Masanneck inzwischen sehr gefordert, wenn der Klinikalltag neben der ärztlichen Tätigkeit auch viel Zeit für Bürokratie, Problemlösungen aller Art und unbezahlte Überstunden verlangt. Fragt man Masanneck danach, wie er es schafft, nach einem vollen, oft schwer planbaren Tag im Feierabend noch an seinen Projekten weiterzuarbeiten, zu programmieren oder sich im Vorstand des Vereins Deutsche Gesellschaft für Digitale Medizin zu engagieren, entgegnet er nur lächelnd: „Langweilig ist mir nicht.“

Langsamer Wandel

Masanneck ist dabei eine unaufgeregte Freude am Gestalten anzumerken. Ein Vergnügen, Dinge zu verstehen und Verbindungen herzustellen, wo sie nicht erwartet werden. Und damit Grenzen zu überwinden, die in einer Zeit des Wandels schnell zu Hürden anwachsen können. Es sind diese „Grenzüberschreitenden“, die Masanneck faszinieren und während seiner Zeit an der Digital Engineering Fakultät in Potsdam oft inspiriert haben: Ob es Juristinnen und Juristen waren, die einen Designkurs absolvierten oder der Tischler und Architekt, der programmieren lernte, um die Möglichkeiten des Designbaren zu erweitern und User Experience mitzudenken: Es ist dieses Denken, das Masanneck auszeichnet und das Bestreben, den Wandel auch im Berufsfeld der Medizin mitzugestalten. Ganz im Sinne des Trends der

Digitalisierung möchte er dazu beitragen, das Berufsfeld attraktiver zu machen – insbesondere mithilfe digitaler Technologien. Nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen während der Pandemie, durch die sich in der Gesellschaft ungemein viel verändert hat. „Im Gesundheitssystem gehen diese Prozesse aber nur schleppend voran. Wir arbeiten in einem Feld, wo nicht jeder Homeoffice machen kann, dennoch werden digitale Prozesse und Möglichkeiten, die Arbeit attraktiver zu gestalten, häufig nicht genutzt. Es ist wichtig, den Menschen zu zeigen, wie eine digitale Lösung den Arbeitsalltag erleichtern kann, um einer Antihaltung entgegenzuwirken.“ Für Lars Masanneck ist es die Aufgabe des Gesundheitssystems und der Forschenden, solche Lösungen wissenschaftlich zu testen und zu entscheiden, was sich letztlich sinnvoll einsetzen lässt. „Ich glaube, je mehr Menschen bereit und fähig sind, andere Perspektiven einzunehmen, desto besser gelingt es, gemeinsam bestimmte Probleme zu lösen – im Großen wie im Kleinen. Und genau das habe ich in Potsdam häufig erlebt! Hierher zu gehen war die absolute richtige Entscheidung. Das Studium hat mir unglaublich viel Spaß gemacht und mir sehr viele Chancen für ein vielfältiges Berufsleben geboten, wie ich sie ohne diesen Schritt wohl nicht hätte.“

Für den Moment ist Lars Masanneck angekommen. Als Assistenzarzt in der Klinik für Neurologie in der Universitätsklinik Düsseldorf schätzt er die Arbeit in einer tollen Arbeitsgruppe und die Unterstützung durch Vorgesetzte. Einen starren Karriereplan verfolgt er jedoch bis heute nicht. Was ihn antreibt, sind vielmehr Ideen davon, wie gute Wissenschaft und Medizin auch sinnvoll in die Versorgung transferiert werden können. „Das zu verwirklichen, wäre wirklich mein Traum“, sagt Lars Masanneck so leicht, als wäre es schon fast geschafft. Er wird dranbleiben, so viel ist sicher.



Lars Masanneck studierte Medizin in Münster mit Auslandsaufenthalten in Spanien, den USA und Australien. Nach seiner Promotion kam er 2020 für einen Master in Digital Health an die Universität Potsdam. Für seine Abschlussarbeit wurde er mit dem Absolventenpreis 2024 der Universitätsgesellschaft e.V. ausgezeichnet. Aktuell ist er Assistenzarzt und Clinician Scientist in der Klinik für Neurologie des Universitätsklinikums Düsseldorf.

Verabschiedung der Absolvent*innen 2024





Bei den Paralympischen Spielen 2024 ging Verena Schott über fünf Strecken an den Start.

Zug um Zug

Para-Schwimmerin Verena Schott zwischen Weltspitze und Lehramtsstudium


**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Eintauchen, im Becken Bahnen ziehen, allein gegen die Uhr oder im Wettkampf gegen andere. Schwimmen gehört für Verena Schott dazu, eigentlich schon immer. Mit acht Jahren begann die gebürtige Greifswalderin mit dem Vereinssport und biss sich fest. Seit einem Verkehrsunfall mit 13 Jahren ist sie inkomplett querschnittsgelähmt – und blieb dem Wasser dennoch treu. Diese Leidenschaft und Beharrlichkeit führten sie nur wenige Jahre später auf die ganz große Bühne des Schwimmsports: Bei den Weltmeisterschaften 2010 wurde Verena Schott über 200 Meter Lagen und 100 Meter Brust jeweils Zweite. Zwei Jahre später gewann sie bei den Paralympischen Sommerspielen 2012 in London eine Silbermedaille – wofür sie mit dem Silbernen Lorbeerblatt, der höchsten sportlichen Auszeichnung in Deutschland, geehrt wurde. 2021 in Tokio holte sie gleich dreimal Bronze.

Insgesamt 35 Medaillen bei Großereignissen: Erfolge, die ihr nicht zufliegen. Ohne tägliches Training geht nichts. Vormittags von halb neun bis zwölf Uhr, danach Physiotherapie, an manchen Tagen gibt es nachmittags eine zweite Runde. An Wochenenden stehen häufig Wettkämpfe an – oder noch mehr Training. Eine Bürde? „Nein, ich schwimme gern“, sagt sie. „Natürlich gibt es Tage, an denen es mehr Spaß macht als an anderen. Aber das gehört dazu.“

Leistungssport und Familie

Die 35-Jährige lebt in Berlin, trainiert aber am Para-Bundesstützpunkt in Potsdam und startet für den Brandenburgischen Präventions- und Rehabilitationssportverein. Ihr Trainer Maik Zeh ist zugleich ihr Lebensgefährte, mit dem sie zwei Kinder hat. Nicht selten verabschieden sie sich morgens am Frühstückstisch und sehen sich später in der Hal-

le wieder. Während er noch Pausenbrote schmiert, ist sie schon im Becken – oder umgekehrt. Leistungssport und Familie: Das klappt nur, wenn alles passt. Ihre beiden Söhne hat die Leistungsschwimmerin einfach „angesteckt“. Der Ältere geht bereits auf eine Sportschule. Kaum vorzustellen, dass der zweite nicht folgt.

Doch Verena Schott will noch mehr: Sie studiert an der Uni Potsdam Biologie und Chemie auf Lehramt. Wie das geht? „Gar nicht“, sagt sie. „Irgendwas bleibt immer auf der Strecke.“ Und trotzdem zieht sie es durch. Dabei hilft ihr auch, dass sich die Uni als Partnerhochschule des Spitzensports versteht und duale Karrieren von Sportler*innen unterstützt: „Sonst könnte ich nicht studieren.“ Vor allem der Ausbau der digitalen Lehre sei ein Segen: „Die meisten Veranstaltungen finden während der Trainingszeiten statt. Die könnte ich gar nicht besuchen.“ Aber dank der aufgezeichneten Vorlesungen, digitalen Arbeitsmaterialien und Online-Veranstaltungs- und Prüfungsformate könne sie Trainings- und Studienphasen so planen, dass es passt. Außerdem hätten viele Dozierende Verständnis für ihre besondere Situation, suchten mit ihr nach Lösungen abseits üblicher Studienwege. „Ich habe an der Uni Potsdam viel Hilfe bekommen, was toll ist, denn sonst würde ich das nicht schaffen.“ Gleichzeitig gebe es durchaus noch Luft nach oben, findet die Para-Schwimmerin. „Manchmal stellt sich jemand quer und will mir nicht entgegenkommen. Oder ich erlebe, wenn ich vor Ort bin, dass eben doch vieles nicht barrierefrei ist.“ Trotzdem hat sie ihr Ziel, Lehrerin zu werden, weiter fest im Blick – und freut sich darauf, eines Tages zu unterrichten.

Schwimmen in der Weltspitze

Noch aber ist das Becken der Ort für die besonderen Momente. Wie bei den Olympischen

Spiele. „Das Flair, das Umfeld und die vielen Sportler*innen der anderen Disziplinen – das alles macht die Spiele zu etwas Besonderem“, sagt sie. Auch wenn sie als Schwimmerin oft nicht viel davon hautnah erleben kann, da nahezu täglich Wettkämpfe anstehen. Bei den Paralympischen Spielen in Paris im Sommer 2024 ging sie über fünf Strecken an den Start. Der Sommer hatte für Verena Schott furios begonnen: Bei den Europameisterschaften auf Madeira (Portugal) im Mai gewann sie gleich fünf Medaillen: zweimal Gold, einmal Silber und zweimal Bronze. Entsprechend hoch waren die Hoffnungen für Paris. Doch die Para-Schwimmerin ging gehandicapt an den Start: Ein hartnäckiger Infekt hatte ihr die finale Vorbereitung erschwert. Am Ende reichte es zwar nicht fürs Treppchen, aber es stand ein 5. Platz über 100 Meter Brust als bestes Ergebnis zu Buche. Für Verena Schott kein Grund, den Kopf in den Sand zu stecken. „Die Leistungen in der Weltspitze sind so dicht beieinander. Da kann es nicht immer klappen“, sagt sie. Immerhin hat sie einmal mehr gezeigt, dass sie ganz vorn mitschwimmt – bei fünf Starts drei Finals erreicht – und sich auch von Hindernissen nicht aus der Bahn werfen lässt.

Verena Schott liebt die Herausforderung, den Wettkampf. Aber fair muss er sein. Gerade im Parasport durchaus eine knifflige Aufgabe. Wie sind die Sportler*innen und ihre Leistungen vergleichbar? „Das System ist noch nicht ausgereift und könnte deutlich besser werden“, findet die Schwimmerin. Es gebe zu viele verschiedene Arten von Beeinträchtigungen, die in ein relativ kleines System von Klassifizierungen passen müssen. „Da wird auch gemogelt. Ein passender Arztbericht und schon landet man in einer günstigeren Startklasse.“ Ziel müsse es sein, das zu verhindern. „Wir wollen nicht nur sauberen Sport in Sachen Doping, sondern auch fair gegeneinander antreten.“



Verena Schott
studiert an der Universität
Potsdam Biologie und
Chemie auf Lehramt und ist
Leistungssportlerin.



Wir wollen nicht nur sauberen Sport in Sachen Doping, sondern auch fair gegeneinander antreten.



BRÜCKEN BAUEN IN EUROPA

30 JAHRE
DEUTSCH-FRANZÖSISCHER
STUDIENGANG
RECHTSWISSENSCHAFTEN

Recht ist Recht, oder? Aber wie Sprache und Kultur sind auch Gesetze und deren juristische Umsetzung von Land zu Land verschieden. Selbst zwischen Nachbarländern wie Deutschland und Frankreich gibt es Unterschiede, die zu Missverständnissen und Problemen führen können – und Übersetzer brauchen, die sich in beiden Welten auskennen und Lösungen finden, die hier wie dort Bestand haben. Solche Brückenbauer bildet der Deutsch-Französische Studiengang Rechtswissenschaften aus, den die Universitäten Potsdam und Paris Nanterre 1994 gemeinsam initiiert haben – vor mittlerweile 30 Jahren.

„Seit seiner Gründung haben fast 3.000 Juristinnen und Juristen den Studiengang absolviert“, sagt Prof. Dr. Michael Sonntag, der das Programm verantwortet. Manche von ihnen wählten diesen Weg, weil sie aus deutsch-französischen Familien kämen und schon länderübergreifende Schulabschlüsse gemacht hätten, so der Jurist. Andere sind kulturell interessiert – wie Valentin Poirot. „Ich wollte mehr als nur Jura studieren und hatte eine besondere Affinität zu Deutschland und seiner Kultur“, sagt der Franzose. „Das Studium bereitet uns auf alle juristischen Berufe vor und bietet uns eine fantastische Weltoffenheit.“ Tatsächlich seien viele der Absolventinnen und Absolventen inzwischen in länderübergreifenden Institutionen und Einrichtungen tätig, so Michael Sonntag. „Sie tragen so zum Gelingen des deutsch-französischen Rechtsverkehrs und sicher auch dem Zusammenwachsen Europas bei.“

Ungewöhnlich offen

Das Einzigartige dieser deutsch-französischen Koproduktion: Die Studierenden lernen parallel beide Rechtssysteme kennen, und zwar gleich mehrfach. So werden die ersten beiden Jahre in Potsdam absolviert, das dritte in Nanterre, wobei an beiden Hochschulen auch Lehrende aus dem jeweils anderen Land tätig sind. Eine Besonderheit, die bei den Studierenden ankommt, wie Camille Morel hervorhebt, die 2022 ihren Bachelor gemacht hat. „Ein solcher Studiengang bietet die Möglichkeit, ein anderes Land intensiv kennenzulernen“, sagt sie. „Kulturelle Besonderheiten können manchmal zu Missverständnissen führen, die mit der Kenntnis beider Rechtssysteme erfolgreich überwunden werden können.“

Wer immer wieder vergleichend arbeite, entwickle eine große Offenheit für beide Rechtssysteme, betont auch Michael Sonntag: „Dadurch erkennen die Studierenden sehr früh, dass dasselbe Problem in verschiedenen Rechtsordnungen rechtlich auf sehr unterschiedliche Art und Weise gelöst werden kann, ohne dass die eine oder andere Lösung richtig oder falsch wäre, sie ist letztlich einfach nur anders.“

Diese Offenheit sei ungewöhnlich in den Rechtswissenschaften, findet Camille Morel. Aber wichtig, „da sie einem erlaubt, über konventionelle Wege hinauszudenken. Durch seine interkulturelle Perspektive fördert der Studiengang das gegenseitige Verständnis – und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit in internationalen Teams.“

Schon das Studium selbst biete einen ungewöhnlich familiären Rahmen, sagt Michael Sonntag. „Die Studierenden eines jeweiligen Jahrgangs sind eine relativ kleine Gruppe, in der sich untereinander alle sehr gut kennen und vernetzt sind.“ Diese Verbindungen halten nicht selten weit über das Studium hinaus, betont auch Camille Morel: „Ich stehe noch in Kontakt mit mehreren ehemaligen Kommilitonen, und diese

Freundschaften werden sicher noch viele Jahre bestehen bleiben.“

Botschafter bleiben

Der Ruf, Türen in beiden Ländern und auf europäischer Bühne zu öffnen, eilt dem Studiengang ebenso voraus wie das Siegel ausgezeichneter Qualität. Die Berufswege der Absolventinnen und Absolventen sind vielfältig, wie Michael Sonntag darlegt. „Etliche arbeiten in deutsch-französischen Kanzleien, andere in internationalen Unternehmen beziehungsweise ganz allgemein mit Bezügen zum deutsch-französischen Rechtsverkehr. Es gibt auch welche, die Übersetzer beim Europäischen Gerichtshof in Luxemburg werden oder bei der Europäischen Kommission in Brüssel oder in anderen internationalen Organisationen arbeiten. Karrierefördernd ist der Deutsch-Französische Studiengang in jedem Fall.“

Und manche kehren auch nach Potsdam zurück – wie Camille Morel, die für ihren sehr guten Bachelorabschluss 2023 mit dem Wolf Rüdiger-Bub-Preis ausgezeichnet wurde. Nach einem Masterprogramm hat sie einen Master in Internationalem Privatrecht und Handelsrecht an der Universität Paris Panthéon-Assas absolviert und will ab dem Wintersemester 2024/2025 an der Universität Potsdam promovieren, voraussichtlich im Cotutelle-Verfahren.

Aber egal, wo sie ihr Weg auch hinführt: Mit ihrer grenzüberschreitenden Expertise und ihren Erfahrungen aus Potsdam und Nanterre sind Valentin Poirot, Camille Morel und all die anderen zu Botschafterinnen und Botschaftern für europäisches Recht geworden. Und für die Idee hinter dem Staatenbund gleichermaßen. Auch Valentin Poirot beschreibt sein deutsch-französisches Jura-Studium als ein Kind und zugleich Förderer des europäischen Gedankens: „Diese Studiengänge sind von entscheidender Bedeutung, da sie die Dynamik des europäischen Projekts und die Idee einer gemeinsamen Kultur widerspiegeln.“

Das wiederum wirke auch auf die Universität zurück, sagt Michael Sonntag. „Unser Studiengang ist ein bedeutsames Aushängeschild und wichtig für die internationale Ausrichtung der Universität Potsdam. Ohne ihn wäre EDUC, die Digital European UniverCity, nicht entstanden.“



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**



Michael Sonntag
ist Professor für
Bürgerliches Recht und
Internationales Privatrecht
an der Universität Potsdam.

*michael.sonntag@
uni-potsdam.de*



Camille Morel
studierte den Deutsch-
Französischen Studiengang
Rechtswissenschaften
und wird ab dem
Wintersemester 2024/25
an der Universität Potsdam
promovieren.



Valentin Poirot
studierte den Deutsch-
Französischen Studiengang
Rechtswissenschaften.

Deutsch-Französischer Studiengang Rechtswissenschaften





VON FEHLURTEILEN UND FALSCHEN ERINNERUNGEN

Irren ist menschlich – das ist eine Binsenweisheit. Wenn wir Fehler machen, sind die Auswirkungen aber glücklicherweise meist geringer, als wir befürchten. Doch es gibt auch Fehlleistungen mit schwerwiegenden Konsequenzen. Zum Beispiel, wenn Richter*innen oder Zeug*innen sich irren. Aileen Oeberst ist 2024 an die Universität Potsdam gekommen und hat hochaktuelle Forschungsthemen mitgebracht. Die Professorin für Sozialpsychologie beschäftigt sich unter anderem damit, wie wir glaubhafte Aussagen erkennen oder einschätzen können, ob eine Entscheidung fahrlässig war.

Hinterher ist man immer schlauer!

Wie hätten Sie entschieden? Ein Straftäter, der vermindert schuldfähig ist, befindet sich im Maßregelvollzug. Der Chefarzt der Maßregelvollzugsklinik genehmigt ihm eine Lockerung: Er bekommt Freigang und trifft sich mit seiner Partnerin. Es kommt zu einem Streit zwischen den beiden, der Mann taucht ein halbes Jahr unter und begeht mehrere Raubüberfälle, bei dem zwei Frauen zu Tode kommen. Nun hat eine Richterin zu beurteilen, ob der Arzt fahrlässig gehandelt hat, als er den Freigang erlaubt hat. Dieser Moment ist es, für den sich die Sozialpsychologin Prof. Dr. Aileen Oeberst besonders interessiert. Denn hier kann Richterinnen und Richtern der folgenreiche „Rückschaufehler“ passieren: Im Nachhinein empfinden wir es als wahrscheinlich, vorhersehbar, fast schon zwangsläufig, dass der Mann rückfällig wird. „Das nennen wir die Rückschau-Perspektive“, erklärt Aileen Oeberst. „Rückblickend nehmen wir Informationen sehr selektiv wahr und ignorieren Aspekte, die für einen anderen Ausgang gesprochen haben. Aber diese Sichtweise ist unfair. Deswegen sollen Richter*innen den Ausgang ignorieren – nur können Menschen das wirklich schlecht.“

Die neue Professorin Aileen Oeberst kennt sich mit den Fallstricken der menschlichen Informationsverarbeitung aus

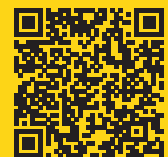
Wie schwer uns das fällt, haben Oeberst und eine Kollegin mit Richterinnen und Richtern in einer Fortbildung getestet. Alle bekamen dasselbe Szenario vorgelegt: Mit dem Unterschied, dass ein Teil der Gruppe den Ausgang des Falls erfuhr, während die anderen eine Fassung erhielten, die die Geschichte nur bis zur Entscheidung des Arztes erzählte. Beide sollten das Risiko für einen Rückfall einschätzen. Sie kamen zu unterschiedlichen Ergebnissen – diejenigen, die den ganzen Fall gelesen hatten, betrachteten das Verhalten des Arztes eher als strafbar als diejenigen, die die verkürzte Fassung erhalten hatten. „Der Rückschaufehler ist ein sehr robuster Effekt, der systematisch zu harte Urteile verursacht“, erklärt Oeberst. Doch wie können wir diesen Fehler verhindern, der wohl kaum in böser Absicht geschieht? „Hier würde man dazu raten, die sogenannte Consider-the-opposite-Strategie anzuwenden und dezidiert zu überlegen, was für einen alternativen Ausgang gesprochen hätte.“ Zudem könnten forensische Psychiater beauftragt werden, die nur die Informationen erhalten, die auch der Chefarzt hatte, als er seine Entscheidung traf.

Aileen Oeberst, die in Osnabrück promoviert und als PostDoc am Leibniz Institut für Wissensmedien in Tübingen forschte, war ab 2016 Juniorprofessorin für Forensische Psychologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.



DR. JANA SCHOLZ

➤ Weitere Informationen zu Neuberufenen an der Universität Potsdam





Expertin für das menschliche Gedächtnis:
Sozialpsychologin Aileen Oeberst



Aileen Oeberst
studierte an den
Universitäten Leipzig
und Cagliari. Seit 2024
ist sie Professorin für
Sozialpsychologie an der
Universität Potsdam.

—
[aileen.oeberst@
uni-potsdam.de](mailto:aileen.oeberst@uni-potsdam.de)

2019 wurde sie Professorin für Psychologie an der FernUniversität in Hagen. Dort beschäftigte sie sich mit zahlreichen weiteren Fehlleistungen dieser Art, die sich aus ihrer Sicht alle in einer „Grundformel“ zusammenfassen lassen: Menschen verarbeiten Informationen in der Regel so, dass sie ihre eigenen Überzeugungen bestätigen. Doch was können wir dagegen tun, uns quasi um uns selbst zu drehen? „Eine Möglichkeit ist sicherlich, uns unserer Überzeugungen bewusst zu werden und sie immer wieder zu hinterfragen“, so die Sozialpsychologin.

Traumatische Erlebnisse vergisst man nicht

Nicht weniger gravierend als der Rückschauler können Erinnerungen an Ereignisse sein, die niemals stattgefunden haben. An der FernUni Hagen führte Oeberst gemeinsam mit einer Kollegin Studien zu falschen Erinnerungen durch. Die Forscherinnen „pflanzten“ Proband*innen falsche Kindheitserinnerungen ein, um in einem zweiten Schritt herauszufinden, ob sie korrigierbar sind. Dafür konnten sie sogar die Eltern der Testpersonen gewinnen. Diese lieferten die Informationen darüber, welche Ereignisse ihre Kinder zwischen dem vierten und 14. Lebensjahr erlebt hatten und welche nicht. In drei Gesprächen interviewte dann ein Mitarbeiter die erwachsenen Kindern zu ihren Erinnerungen an vier negative, aber nicht traumatische Ereignisse: zum Beispiel, dass diese als Kind im Urlaub verloren gegangen oder von einem Hund angefallen worden seien. Von diesen vier Ereignissen hatten die Versuchspersonen aber nur zwei tatsächlich erlebt; zwei hatten hingegen nicht stattgefunden. Tatsächlich glaubte ungefähr die Hälfte der Studienteilnehmenden nach kurzer Zeit wirklich an die nicht-erlebten Ereignisse und

entwickelte auch eigene Erinnerungen daran. Als die Forscherinnen den Testpersonen zunächst ganz grundsätzlich erklärten, dass Erinnerungen falsch sein könnten, wurde vielen bereits klar, dass sie ihnen aufgesessen waren. Die anderen wurden schließlich von den Psychologinnen aufgeklärt.

Es war die erste Studie, die versucht hat, falsche autobiografische Erinnerungen rückgängig zu machen, sagt die Professorin. „Mit den Ergebnissen müssen wir aber noch sehr vorsichtig sein. Das Aufklären darüber, dass es falsche Erinnerungen gibt, ist in der wirklichen Welt wahrscheinlich nicht so effektiv wie bei uns im Labor. Außerdem haben wir es in Fällen aus der wirklichen Welt mit einem sehr langen Suggestionprozess zu tun.“ Tatsächlich geschehen solche Suggestionen, wie der Interviewer sie in Oebersts Labor vorgenommen hat, wahrscheinlich am ehesten in Psychotherapien, in denen die Therapeut*innen und/oder Klient*innen der Überzeugung sind, dass verdrängte Kindheitstraumata wie sexueller Missbrauch Ursache des aktuellen Leidens seien. „Dabei gibt es keinerlei überzeugende Evidenz für die Idee des Verdrängens“, erklärt die Gedächtnisexpertin. „Die Forschung zeigt im Gegenteil, dass wir uns besonders gut an emotionale, überlebenswichtige und herausstechende Ereignisse erinnern. Es wäre auch evolutionsbiologisch nicht von Vorteil, wenn wir uns an einen Täter nicht erinnern können.“ Andere Gedächtnisforscher haben das einmal pointiert ausgedrückt: „Missbrauch vergisst man nicht“. Gleichzeitig bedeute das nicht, dass Betroffene etwa von sexuellem Missbrauch noch jedes Detail wissen. „Aber viele traumatisierte Personen werden Bilder des traumatischen Ereignisses nicht los. Das zeigen Studien mit Holocaustüberlebenden, Soldat*innen im Kriegseinsatz oder Kindern, die die Ermordung eines Elternteils erleben mussten.“

Die Verdrängung sei eine wahnsinnig erfolgreiche Idee, die der Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud in die Welt gesetzt hat. Obwohl er sie später revidiert habe, halte sie sich hartnäckig, was eine aktuelle Befragung von Therapeut*innen zeigt: Sogar 76 Prozent der Verhaltenstherapeuten gaben an, verdrängte Kindheitserlebnisse als Ursache für die Symptome von Klient*innen vermutet zu haben, obwohl das Verfahren gar nicht auf der Annahme der Verdrängung basiert. Wenn Therapeut*innen jedoch annehmen, dass aktuelle Probleme durch ein verdrängtes Kindheitstrauma begründet sein könnten, dann kann es passieren, dass sie danach suchen: „Ihnen ist oft nicht bewusst, wo Suggestion beginnt. Nämlich manchmal schon in der Art und Weise, wie man eine Frage stellt oder dass man sie wiederholt. Ein ‚Ich erinnere mich nicht daran‘ sollten Therapeut*innen deshalb unbedingt akzeptieren.“

Falsche Erinnerungen erkennen

Umso wichtiger findet sie es, das menschliche Gedächtnis weiter zu erforschen. Und zum Beispiel herauszufinden, wie wir falsche von wahren Erinnerungen unterscheiden können. Tatsächlich seien sie sich sehr ähnlich. „Der wesentliche Unterschied ist, dass man die falschen nicht immer hatte. Wenn ich Erinnerungen erst bekomme, seit ich zur Therapie gehe oder einen Ratgeber gelesen habe, ist das ein Alarmsignal“, erklärt Oeberst. Deswegen schauen sich Gerichte und insbesondere psychologische Sachverständige, wenn es um die Glaubhaftigkeit einer Erinnerung geht, die Aussageentstehung und -entwicklung an. Wenn aus „einem dunklen Schatten“ später eine detaillierte Erinnerung werde, sollten alle Alarmglocken läuten, so die Professorin. „Meist steht dann Aussage gegen Aussage, weswegen es ganz auf die Glaubhaftigkeit ankommt. Erst wenn ich sicher zurückweisen kann, dass die Aussage auf Suggestion beruht – oder erfunden ist – kann ich zu dem Ergebnis kommen, dass sie glaubhaft ist.“ Gleichzeitig betont die Professorin, dass der umgekehrte Fall sehr viel häufiger sei: Nämlich, dass Menschen tatsächlich Opfer sexueller Gewalt sind, diese aber nicht mit Sicherheit belegt werden kann, sodass die Täter nicht verurteilt werden.

Aileen Oeberst ist unter anderem Mitglied einer Expertenkommission des Bundesjustizministeriums zum Thema „Therapie und Glaubhaftigkeit“, in der ein Leitfaden für die juristische Praxis erarbeitet wurde. Seither fragt sie sich auch, welche Erwartungen von juristischer Seite

an das Gedächtnis gestellt werden und ob diese Erwartungen aus empirischer Sicht gerechtfertigt sind. Wie konstant müssen Aussagen sein? Müssen sich Opfer sexueller Gewalt an genaue Körperpositionen erinnern können, damit ihre Aussagen als glaubhaft beurteilt werden? Um diesen Fragen nachzugehen, möchte die Forscherin Urteile des Bundesgerichtshofs und aussagepsychologische Gutachten systematisch analysieren und mit empirischen Erkenntnissen abgleichen. Auch Studien will sie dazu durchführen. Um menschlichen Irrtümern auf die Schliche zu kommen, hat die Psychologin also in Potsdam viel vor.



BOXENSTOPP FÜR DEN GROSSEN TRAUM

**Die Potsdamer Hochschulambulanz
betreut Nachwuchsfahrer im
Porsche Supercup**

Große Hitze, enorme Beschleunigungs- und Fliehkräfte und extremer psychischer Druck – was von außen wie der gelebte Traum aussieht, ist harte Arbeit. Wer ins Cockpit eines Rennwagens will, muss gesund, topfit und trainiert sein, in jeder Hinsicht. Kein Wunder also, dass Rennfahrerinnen und -fahrer regelmäßig von Kopf bis Fuß durchgecheckt werden. Das wiederum ist ein Fall für die Hochschulambulanz der Universität Potsdam: Sie hat sich als durch den Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) lizenziertes Medizinisches Untersuchungszentrum auf die Betreuung von Spitzenathleten spezialisiert. Zu diesen zählen seit einigen Jahren auch die Fahrer im Rookie Programm des Porsche Supercups, einer internationalen Rennserie, die im Rahmen der europäischen Formel-1-Rennen ausgetragen wird. Im Frühjahr 2024 waren die neuen acht Rookies zum Check-up in Potsdam.





**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Während eines Rennens stecken die Fahrerinnen und Fahrer in einem mit Technik vollgestopften, oft winzigen Cockpit, festgezurrt und unter einem Sicherheitshelm. In ihrem feuerfesten Overall wird es heiß, sie verlieren in kürzester Zeit mehrere Liter Flüssigkeit und verbrennen einige Tausend Kalorien. In jeder Kurve werden sie Beschleunigungs- und Fliehkräften ausgesetzt, die denen in einem Düsenjet gleichen. Die Muskulatur leistet Schwerstarbeit, Kopf und Nacken, aber auch Schultern, Arme und Beine stemmen im Rennverlauf viele Tausend Kilo. Extreme Bedingungen, unter denen die Fahrer*innen

zugleich hellwach und reaktionsschnell sein müssen. Wer Fehler macht, landet im Kiesbett – mindestens. Und doch ist genau das ihr Traum. „Ich liebe es, will nichts anderes machen“, sagt Ariel Levi. Der viermalige Kartmeister Israels fährt seit 2022 in den Porsche Markenpokalen, seit Frühjahr 2024 für das Team GP Elite. „Wenn ich auf dem Asphalt bin, geht es mir gut.“

Vom Rookie zum Profi

Gemeinsam mit sieben anderen Fahrern hat er es dieses Jahr ins Rookie Programm des Porsche Supercups geschafft. Mit diesem fördert Porsche Nachwuchsfahrer seiner prominentesten Markenpokal-Rennserie auf dem Weg zum Profi. Dafür werden sie ein ganzes Jahr lang von einem Coach begleitet, der sie unter anderem fahrerisch ausbildet, aber auch auf die einzelnen Rennen vorbereitet. Marco Seefried war selbst viele Jahre Rennfahrer, ehe er an die „Seitenlinie“ wechselte: „Wir wollen die Jungs einfach bestmöglich vorbereiten. Bei unserem Kick-off in Leipzig machen wir sie mit dem Auto vertraut.“ Auch PR-Arbeit und Teambuilding stehen dabei auf dem Programm. Außerdem geht der erfahrene Rennfahrer mit den Rookies jede Strecke vorher durch, macht sogar Vor-Ort-Begehungen und analysiert die Daten, die während der Rennen aufgezeichnet wurden. „Das ist für die Fahrer sehr wichtig, weil sie so am besten lernen, sich vergleichen können.“ Der Erfolg des Programms gibt Seefried

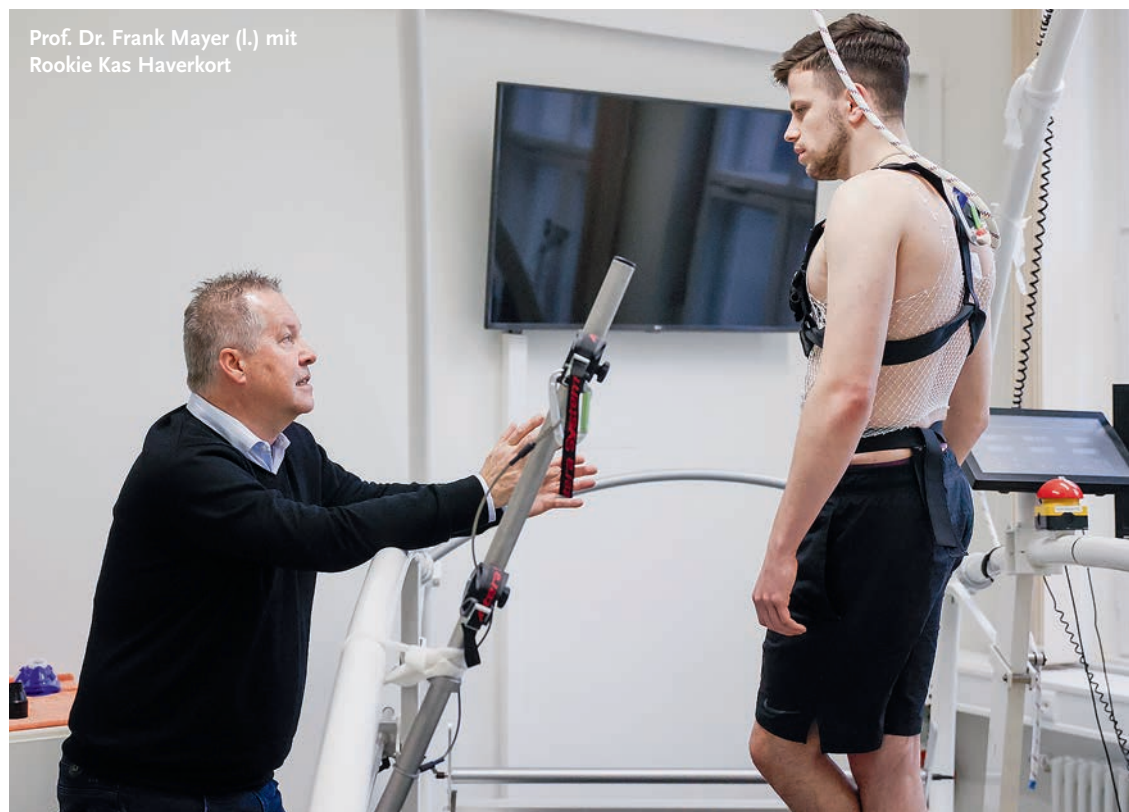
Belastungstest auf dem Fahrrad



Prof. Dr. Frank Mayer (l.) mit Rookie Kas Haverkort

Frank Mayer
ist seit 2006 Professor für Sportmedizin und Sportorthopädie sowie Direktor der Hochschulambulanz an der Universität Potsdam.

frank.mayer@uni-potsdam.de



Fotos: © Kevin Ryl (o.); Thomas Roesse (u. l.); Porsche / Hoch Zwei (u. r.)

und seinen Kollegen recht: Etliche der einstigen Rookies sind wenig später durchgestartet und heute Profis.

Das will auch Kas Haverkort schaffen, der dieses Jahr ebenfalls im Programm dabei ist. Der junge Niederländer sitzt in Rennwagen aller Art, seitdem er drei Jahre alt ist. „Ich konnte Kart fahren, bevor ich auf einem Fahrrad saß. Das tun zu können, was ich liebe, ist ein Traum!“ Schon als Schüler ist er überall auf der Welt Rennen gefahren. Bis zu 30 pro Jahr, wie er sagt. Bis in die Formula Regional European Championship, die Formel 3, hat er sich hochgekämpft. Die Schwierigkeit besteht für alle Fahrer darin, ein Team beziehungsweise Sponsoren zu finden, die Cockpits sind rar. Kas Haverkort hat es geschafft, auch er fährt 2024 für das GP Elite im Porsche Supercup und dem Porsche Carrera Cup Deutschland.

Einmal durchchecken bitte!

Doch bevor Ariel Levi, Kas Haverkort und die anderen Fahrer auf die Strecke durften, mussten sie sich den Tests in der Potsdamer Hochschulambulanz stellen. Hier werden die Nachwuchsfahrer auf Herz und Nieren geprüft, wie der Leiter der Ambulanz Prof. Dr. Frank Mayer ausführt: „Über drei Tage hinweg durchlaufen sie bei uns einen Gesundheits- und einen Fitnesscheck.“ Den Auftakt bildet eine ärztliche Untersuchung mit einer Überprüfung aller Ruhefunktionen von Herz und Lunge bis Augen und Ohren sowie einer Analyse von Blut und Körperkomposition. Es folgen Belastungsmessungen auf dem Fahrrad mit EKG und Atemanalyse. Zum Abschluss des Gesundheitschecks erhalten die Rookies eine Ernährungsberatung, bei der ein Experte mit ihnen ein Protokoll auswertet, das sie im Vorfeld fünf Tage lang führen mussten. Auch eine Schulung zu sportgerechter Ernährung, vor allem unter den Extrembedingungen im Motorsport, zählt dazu. „Die Ergebnisse des gesamten Checks sprechen wir mit den Fahrern direkt durch – und ziehen, wo nötig, auch Konsequenzen und beraten zum Beispiel, wer Physiotherapie braucht oder welche Maßnahmen zur Infektophygiene notwendig sind“, so der Sportmediziner. „Wer Rückenschmerzen hat, bekommt von uns gleich die passenden Übungen mit.“

Erst im zweiten Schritt absolvieren die Sportler einen Fitnessstest. „Aber wir wollen mit ihnen nicht höher, schneller, weiter“, sagt der Sportmediziner. „Uns geht es darum zu schauen, welche Fitness die Fahrer aktuell haben, um die Rennen,

Rookie-Trainer
Marco Seefried



aber auch die vielen Reisen durchzustehen und nicht krankheitsbedingt auszufallen.“ Beim Check geht es zur Belastung aufs Laufband, außerdem werden Kraftmessungen für Rumpf und Beine durchgeführt. „Die meisten Fahrer bekommen Probleme mit Rückenschmerzen, manche auch im Knie und an der Achillessehne. Deshalb schauen wir da besonders genau hin.“ Den Abschluss bildet ein Reaktionstest, bei dem es nicht allein um Schnelligkeit geht, wie Mayer erklärt. „Wir schauen auch, wie lange die Fahrer korrekt auf die angebotenen Reize reagieren. Das ist vor allem im Motorsport sehr wichtig und kaum kompensierbar. Die Fahrer müssen an den Rennwochenenden teilweise mehrere Stunden immer wieder schnell und unter hoher Belastung die richtigen Entscheidungen treffen.“ Nach dem Ende der Tests wertet Dr. Josefine Stoll von der Hochschulambulanz alle Ergebnisse mit den Fahrern individuell aus, schlägt ihnen, wo nötig, Trainingsprogramme vor, um sie bestmöglich medizinisch auf die anstehenden Strapazen vorzubereiten.

Frank Mayer kooperiert seit mehr als 20 Jahren mit der Motorsportabteilung von Porsche, brachte die Zusammenarbeit mit, als er 2006 nach Potsdam kam. Als offizieller Rennarzt des Supercups fährt er auch zu den acht Rennen der Serie. „Dort findet immer wieder ein Recall statt“, sagt er. „Wir können Fragen oder Probleme besprechen, aktuelle Daten anschauen und mit denen vom Check vergleichen. So können wir auftretende Probleme gut erkennen und schnell reagieren.“

Aber auch Josefine Stoll begleitet die Fahrer die ganze Saison über – bespricht in Videocalls, wie sie mit den Tipps, Hinweisen und Übungen zurecht kommen, steuert notfalls nach. Auf medizinischer Seite überlässt das Team der Hochschulambulanz nichts dem Zufall. Alles andere haben die Fahrer selbst in der Hand.



SCHON GEWUSST ... DASS POTSDAMER ROBOTER BERLINERN?

Katharina Kühne erforscht unsere Beziehung
zu künstlichen Agenten

Fein, genug gearbeitet!“, sagt Katharina Kühne. Dann drückt sie auf einen Knopf an Naos Brust, er setzt sich und das blaue Licht seiner Augen erlischt. Nao ist ein kindlich anmutender Roboter, nicht größer als ein halber Meter. Er hat bereits an zahlreichen Untersuchungen mitgewirkt, die in den Kognitionswissenschaften an der Universität Potsdam stattfinden.

„Hallo! Meen Name is Nao. Ick bin 'n Roboter und een wunderbarer Museumsführer!“ Mit diesem Video machte Nao kürzlich Schlagzeilen. Für eine Online-Studie kommentierte er ein Gemälde von Pablo Picasso: einmal auf Hochdeutsch, einmal im Berlinischen. Ein Team von Kognitionswissenschaftlern fand heraus, dass wir den Roboter gleichermaßen kompetent und vertrauenswürdig wahrnehmen, egal ob er Hochdeutsch spricht oder berlinert. Aber: „Menschen, die selbst Dialekt sprechen, vertrauen dem berlinernden Roboter mehr als jene, die sich auf Hochdeutsch ausdrücken“, erklärt die an der Studie beteiligte Potsdamer Psychologin Katharina Kühne. „Der ist wie ich!, scheinen die Menschen zu denken.“ Dagegen: Je besser und öfter Menschen Dialekt sprechen, desto kompetenter erleben sie den Roboter, wenn er Hochdeutsch spricht – womöglich eine Überkompensation.



DR. JANA SCHOLZ





Katharina Kühne studierte Linguistik an der Freien Universität Berlin und Kognitionspsychologie an der Universität Potsdam. Anschließend machte sie eine Weiterbildung zur klinischen Neuropsychologin. Im Mittelpunkt steht hier die Diagnostik und Therapie von Patientinnen und Patienten mit organischen Hirnverletzungen.

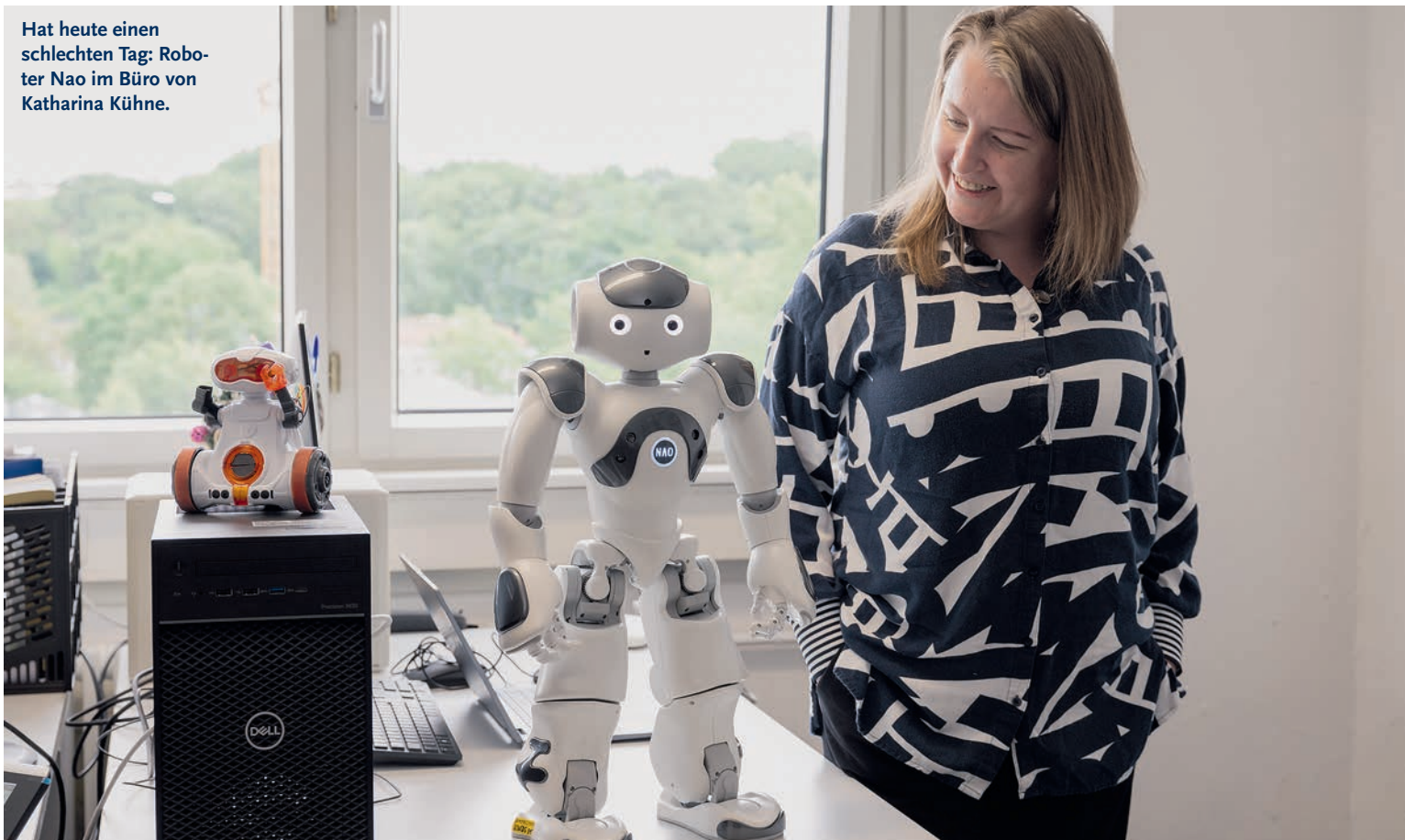
Allet klar – so weit, so jut! Doch warum interessieren sich die Forscherinnen überhaupt dafür, wie kompetent oder vertrauenswürdig ein Roboter wirkt, der berlinert? Für die Kognitionspsychologin Katharina Kühne gibt die Studie Hinweise darauf, in welchen Situationen es sinnvoll sein könnte, einen Roboter Dialekt sprechen zu lassen. Schließlich werden Roboter zunehmend in unserem Alltag präsent sein. So könnte sich ein Roboter mit alten, pflegebedürftigen Menschen in Mundart unterhalten, ein Verkaufsroboter im Restaurant hingegen in Standardsprache kommunizieren. „Bei einer Verkaufsberatung ist Kompetenz wichtiger, im Altenheim Vertrauen“, fasst die Psychologin zusammen. Der Artikel zur Studie erschien Anfang 2024 im Fachjournal „Frontiers in Robotics and AI“. Das Medienecho war enorm. Und auch ein halbes Jahr später hat Kühne noch Besuch von Journalistinnen und Journalisten.

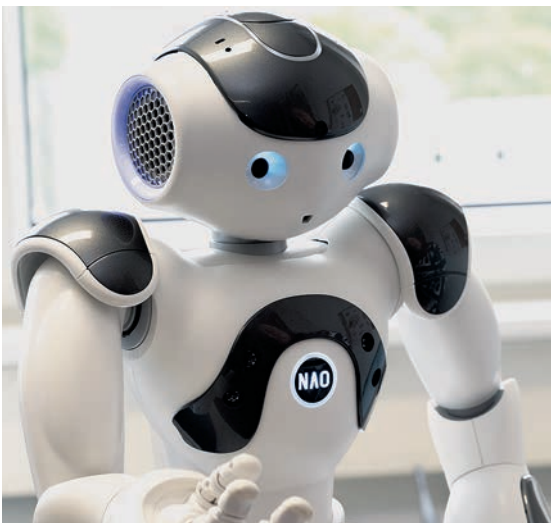
Faszination für künstliche Agenten

Die Wissenschaftlerin hat einen Master in Linguistik und in Kognitionspsychologie und promoviert inzwischen bei Martin Fischer, Professor für Kognitive Wissenschaften an der Uni Potsdam, der seit vielen Jahren die Beziehungen von Menschen und Robotern erforscht. „Martin Fischer

hat mich angesteckt“, sagt Katharina Kühne und lächelt. Nach dem Studium ließ sie die Faszination für die Wirkung künstlicher Agenten auf uns Menschen nicht mehr los. Welche Rolle spielt Menschenähnlichkeit, wenn wir mit ihnen interagieren? Was macht ein anthropomorphes Design, was machen menschenähnliche Fähigkeiten mit uns? „Es reicht schon, dass sich ein Agent bewegt, damit wir ihn als soziales Gegenüber wahrnehmen. Wir schreiben ihm dann Emotionen, Intentionen und Gedanken zu“, sagt Kühne. Sie führte dazu mehrere Online-Studien durch, angefangen mit der Stimme. Kommt eine menschenähnliche Stimme besser an als eine technische? „Spannend ist diese Frage auch, weil wir wissen, dass künstliche Agenten unheimlich wirken können, wenn sie sehr menschenähnlich aussehen.“ Das besagt die Theorie des „Uncanny Valley“. „In unserer Studie haben wir jedoch festgestellt, dass es das ‚unheimliche Tal‘ bei der Stimme nicht gibt. Je menschenähnlicher eine Stimme ist, desto besser.“ Eine andere Studie untersuchte die generelle Wahrnehmung der Roboter. Erleben wir sie als Helfer oder gar Freunde? „Während der Corona-Pandemie litten viele Menschen unter Einsamkeit. Wir haben herausgefunden, dass Einsamkeit die Akzeptanz für einen Roboter im eigenen Zuhause erhöhte.“

Hat heute einen schlechten Tag: Roboter Nao im Büro von Katharina Kühne.





„Hello Nao! How are you doing?“, fragt Katharina Kühne Nao und bittet ihn, zu winken und zu singen. Aber Nao streikt. Freundlich streichelt die Wissenschaftlerin ihm über den Kopf. Obwohl wir wissen, dass Nao keine Gefühle hat, sagen wir Dinge wie: „Er hat heute einen schlechten Tag“ oder „er ist mürrisch“, wenn er unsere Befehle nicht ausführt. Katharina Kühne hat dafür eine Erklärung: „Immer, wenn von einem Artefakt soziale Signale ausgehen, springt bei uns etwas an. Das ist unsere Natur.“ Im Kontakt mit Robotern und anderen künstlichen Agenten sind auch wir Erwachsenen wie Kinder, die spielen. Wir sind in einem ‚Als ob‘, tun Dinge wider besseres Wissen.

Auf Nao böse sein, wenn er seinen Job nicht macht, ist schwierig. Er sieht eben einfach zu niedlich aus, wenn er den kurzen Arm in die Seite stemmt und uns mit großen Augen ansieht. Hätten wir einen zwei Meter großen Roboter vor uns, würden wir uns vielleicht fürchten, meint Kühne. Unheimlich können auch die lebensechten Androidinnen Erica und Sophia oder Geminoid HI-1, der „Zwilling“ seines Schöpfers Hiroshi Ishiguro, wirken, denn sie sehen aus wie richtige Menschen. Nao dagegen habe eine „mittlere Menschenähnlichkeit“. Im Prinzip brauche es aber fast nichts, um ein Artefakt zu vermenschlichen. Katharina Kühne berichtet von Versuchen, bei denen Wissenschaftler zeigen konnten, dass allein die Bewegung von geometrischen Formen wie Dreiecken und Quadraten auf einem Bildschirm ausreicht, damit Menschen soziale Interaktionen, sogar ganze Geschichten imaginieren, die sich zwischen den abstrakten Formen entspinnen.

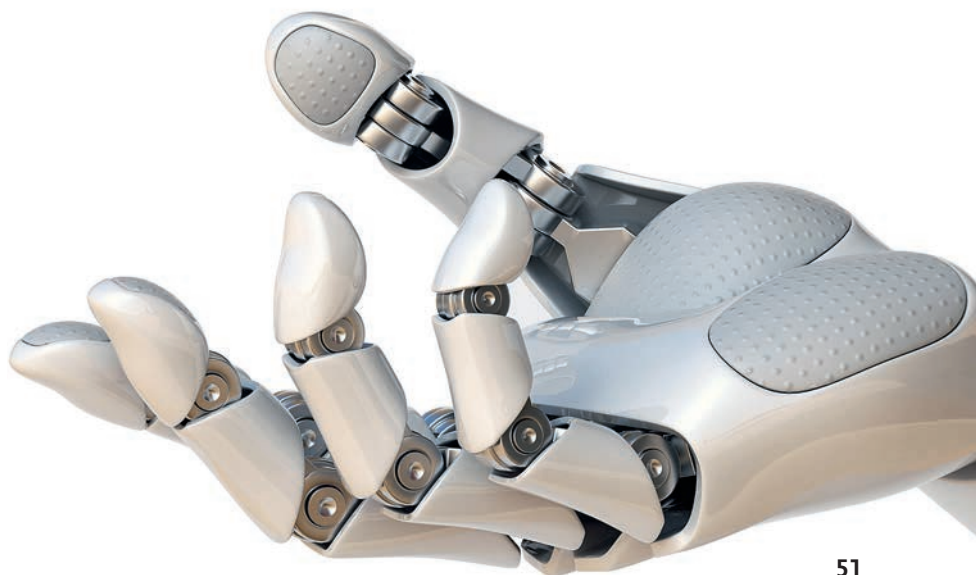
Wollen wir Roboter mit Bewusstsein?

In Japan begegnen Service-Roboter den Menschen bereits überall. Sie nehmen Bestellungen im Restaurant auf und bringen Essen an den Tisch. „Weil sie Menschen ähneln, werden sie oft angesprochen. Doch in der Regel können sie

nicht einfach drauflos plaudern.“ Die Forscherin nennt solche einseitigen Interaktionen „parasozial“. Auch in deutschen Pflegeheimen, wo echte Haustiere nicht erlaubt sind, gibt es immer häufiger Companion-Roboter in Tiergestalt. „Hier kommen natürlich ethische Fragen auf: Verstehen demente Menschen, ob sie eine echte Katze oder einen Roboter in Gestalt einer weichen, putzigen Katze streicheln? Oder spielt das keine Rolle, solange es ihnen guttut?“ Dieselbe Frage stellt sich die Linguistin auch, wenn sie in Roboter-Fan-Communitys in den Sozialen Medien unterwegs ist. „Viele Menschen kaufen ihren Companions Kleidchen und Hütlchen. Manche haben drei oder vier Roboter zu Hause, und damit jede Menge Action. Sie nehmen sie auch auf Reisen mit.“ Klar könne man sich fragen, ob es nicht besser wäre, Beziehungen zu echten Menschen aufzubauen. Doch wo dies nicht möglich ist, seien Roboter vielleicht eine hilfreiche Alternative.

Obwohl die Wissenschaftlerin Nao fast zärtlich behandelt, hat sie kein schlechtes Gewissen, ihn abends in den Schrank zu sperren. „Ich schalte Nao nach der Arbeit aus und das war es dann. Noch haben wir die Kontrolle über die künstlichen Agenten, und das ist gut so.“ Doch was wäre, wenn Nao nachts im Schrank den Tag Revue passieren lassen oder sich einsam fühlen würde? „Dass Roboter ein Bewusstsein entwickeln, ist Anreiz und Angst zugleich. Würden wir ihre Sprache verstehen, würden wir sie überhaupt wahrnehmen? Wir wissen schließlich nicht, wie es ist, ein Roboter zu sein – unsere Erfahrung reicht nur für ‚menschlich‘.“

„Einfach wunderschön, erstaunlich Kunstwerk!“, berlinert Nao am Ende des Videos über Picassos Gemälde. Und das könnte man eigentlich auch über ihn und seine Artgenossen sagen.



Autor*innen der **Online-Studie** sind neben Katharina Kühne Erika Herbold, Tristan Kornher, Dr. Yuefang Zhou und Prof. Martin H. Fischer (Universität Potsdam) sowie Prof. Oliver Bendel (Fachhochschule Nordwestschweiz).

[➔ Zum Artikel](#)



[➔ Zum Video](#)





Der Geowissenschaftler
Prof. Dr. Martin Trauth
antwortet auf die Frage:

Was hat Klimawandel mit den Pyramiden in Ägypten zu tun?

Wir kennen alle Bilder von den drei großen Pyramiden von Gizeh oder waren sogar schon mal da, beeindruckt von der Größe der Bauwerke. Und natürlich auch davon, dass diese vor mehr als 4.500 Jahren aus tonnenschweren Blöcken von Kalkstein und Granit gebaut wurden. Die Natursteine kamen vor allem aus einem Steinbruch direkt neben den Pyramiden, andere aber wurden über den Nil zur Baustelle transportiert.

Heute liegt der Fluss ein Stück entfernt. Als grünes Band, gesäumt von Feldern, schlängelt er sich vom Äthiopischen Plateau bis zum breiten Delta im Norden durch die nordöstliche Sahara. Wir wissen aber, dass er während der Bauzeit der Pyramiden von Gizeh weiter westlich verlief und die Baustelle über Kanäle und einen Hafen mit dem Fluss verbunden waren.

Die Geschichte des alten Ägyptens beginnt aber eigentlich viel früher, als die Sahara noch keine Wüste war. Vor ungefähr 15.000 bis 5.000 Jahren vor unserer Zeit lebten Menschen entlang von Flussläufen und Seen in einer grünen Sahara – Grund war das deutlich feuchtere Klima in dieser Epoche. Das Niltal wiederum dürfte damals weniger populär gewesen sein, denn es war eine recht sumpfige Gegend und man lief Gefahr, von Krokodilen gefressen oder zumindest von durstigen Moskitos heimgesucht zu werden.

Seit vielen Jahren schon beschäftigt sich die Forschung mit der Frage, wie lange die Menschen Zeit hatten, die zunehmend gelbe Sahara in Richtung Nil (und später auch weiter nach Süden)

zu verlassen. Veränderte sich das Klima abrupt innerhalb weniger Jahrzehnte oder eher langsam, etwa über ein Jahrtausend hinweg? Auch fragte man sich, ob das Austrocknen der Sahara überall gleichzeitig geschah oder von Westen nach Osten, von Norden nach Süden.

Mit einem Bohrprojekt in einem ausgetrockneten See in der Nähe der Quellen des Nils im Äthiopischen Plateau sind wir dieser Frage (und vielen weiteren) nachgegangen.

Die gute Nachricht: Die Menschen hatten mehr als 1.000 Jahre Zeit, der See verschwand nicht über Nacht. Die schlechte Nachricht: Während dieser Zeit spielte das Klima regelrecht verrückt, es „flackerte“, wie wir sagen, schwankte wild zwischen extremer Dürre und extremer Feuchtigkeit hin und her, bis es sich auf dem heutigen trockenen Niveau einpendelte.

Weiter nördlich drängten sich mehr und mehr Klimaflüchtlinge aus der Sahara im schmalen, grünen Band des Nils. Man kann sich gut ausmalen, was dieses Klimaflackern für die Menschen bedeutete, die gerade damit begannen, sesshaft zu werden und frühe Äcker anzulegen. Eben noch stand ausreichend Wasser für den Ackerbau zur Verfügung, doch nur wenige Jahre später wurden die Felder überflutet – oder trockneten aus.

Aber, der Klimastress provozierte möglicherweise auch die notwendige Innovationskraft für die Entstehung einer der erstaunlichsten Kulturen der Menschheitsgeschichte, die bereits 1.000 Jahre nach dem Ende der grünen Sahara den Bau der drei großen Pyramiden von Gizeh schaffte.

Was machst du denn da?

DNA analysieren.
Sieht man das
nicht?



Wie geht das?

In alten Skeletten finden wir manchmal noch alte DNA. Die analysieren wir.



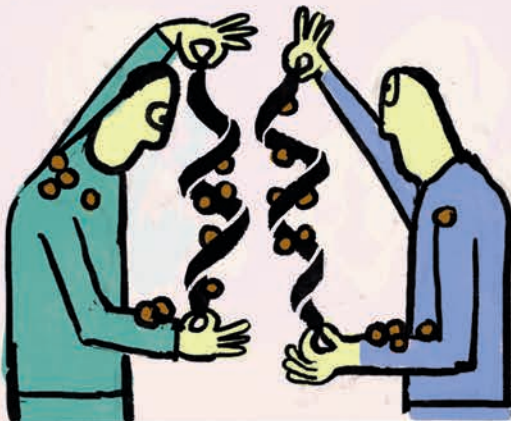
Durch „Shotgun Sequencing“ wird zuerst die DNA in viele Abschnitte zerlegt und dann ein Teil von ihnen sequenziert...



...also die Reihenfolge der Basenpaare bestimmt, aus denen sie bestehen.



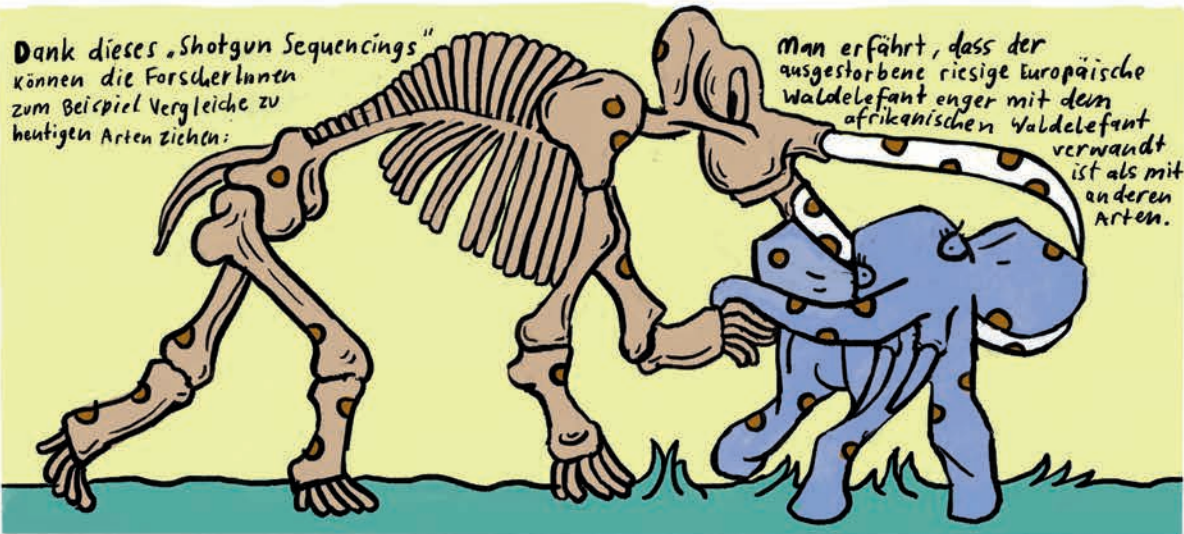
Beim Sequenzieren werden zufällig unterschiedliche Abschnitte des Genoms „getroffen“, wie mit einer Schrotflinte.



Anschließend kann man Einzelteile im Computer – mithilfe bioinformatischer Methoden – zur eigentlichen DNA-Sequenz zusammensetzen.

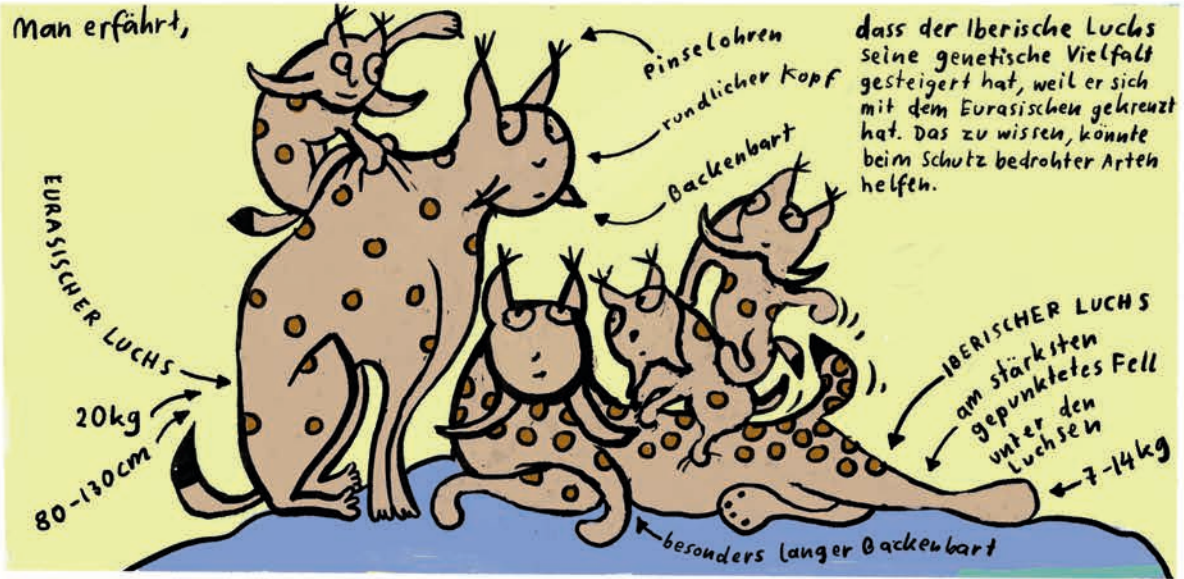


Dank dieses „Shotgun Sequencings“ können die ForscherInnen zum Beispiel Vergleiche zu heutigen Arten ziehen:



Man erfährt, dass der ausgestorbene riesige Europäische Waldelefant enger mit dem afrikanischen Waldelefant verwandt ist als mit anderen Arten.

Man erfährt,



dass der Iberische Luchs seine genetische Vielfalt gesteigert hat, weil er sich mit dem Eurasischen gekreuzt hat. Das zu wissen, könnte beim Schutz bedrohter Arten helfen.

EURASISCHER LUCHS
20kg
80-130cm

Pinselföhren
rundlicher Kopf
Backenbart

IBERISCHER LUCHS
am stärksten gepunktetes Fell unter den Luchsen
7-14kg

besonders langer Backenbart

Und man erfährt, dass der Blaubock in Afrika zwar über viele Jahrtausende mit einer geringen Populationsgröße überleben konnte, 34 Jahren ausstarb, weil er den mit Schusswaffen entgegen setzen konnte.



dann aber um 1800 in nur jagenden Europäern nichts

Die Erforschung alter DNA ist ein Spezialgebiet des Potsdamer Biologen Prof. Dr. Michael Hofreiter. Mehr dazu hier: Text: Matthias Zimmermann / Zeichnungen: Andreas Töpfer





Fragen

an Maja Linke

Inwiefern ist das Fragenstellen ein emanzipatorischer Akt? Und was hat das Antworten mit Verantwortung zu tun? Lässt sich künstlerisch forschen und forschend Kunst schaffen? Ja, sagt Maja Linke, die als Wissenschaftlerin und Bildende Künstlerin beide Perspektiven einnimmt. Seit 2023 ist sie Professorin für Künstlerische Praxis mit dem Schwerpunkt Malerei und Grafik an der Universität Potsdam und bildet Lehramtsstudierende für das Fach Kunst aus.

1. Was verstehen Sie unter einer Frage?

Ein Innehalten, ein Auffordern, Erkunden,erspüren, ein Verschieben von Grenzen, aber auch eine Ausrede, ein Flüchten, eine Provokation oder Kritik. Vor allem aber eine Möglichkeit, den Monolog des Urteils zu unterbrechen.

2. Aus künstlerischer oder aus wissenschaftlicher Perspektive?

Als Modus der Kritik und des Denkens verbindet sie beide Perspektiven.

3. Kann man künstlerisch forschen, forschend Kunst schaffen?

Ja, auch wenn das nicht automatisch zu einer Antwort oder einem Kunstwerk führen muss.

4. In Ihrer 2013 veröffentlichten Dissertation haben sie interrogativ, also fragend, verletzendes Sprechen und Kritik untersucht. Warum?

Ursprünglich wollte ich eine wissenschaftliche Theorie kritischer Handlungsfähigkeit in Bezug auf Sprache und Gewalt entwickeln. Beim Lesen der damals aktuellen Arbeiten zu verletzendem Sprechen ergaben sich dann aber zu jeder These, zu jedem Begriff, zu jeder Antwort immer wieder neue Fragen.

5. Zum Beispiel?

Ist Schweigen auch eine Form des Sprechens? Ist die Stimme Teil des Körpers? Können wir außerhalb von Kategorisierungen denken, können wir



Foto: © Ernst Kaczynski



Maja Linke
ist seit 2023 Professorin
für künstlerische Praxis mit
dem Schwerpunkt Malerei/
Grafik an der Universität
Potsdam.

maja.linke@uni-potsdam.de

innerhalb von ihnen wahrnehmen? Wie lange dauern Kontexte eigentlich und wo beginnen sie?

6. Worin bestand das Problem?

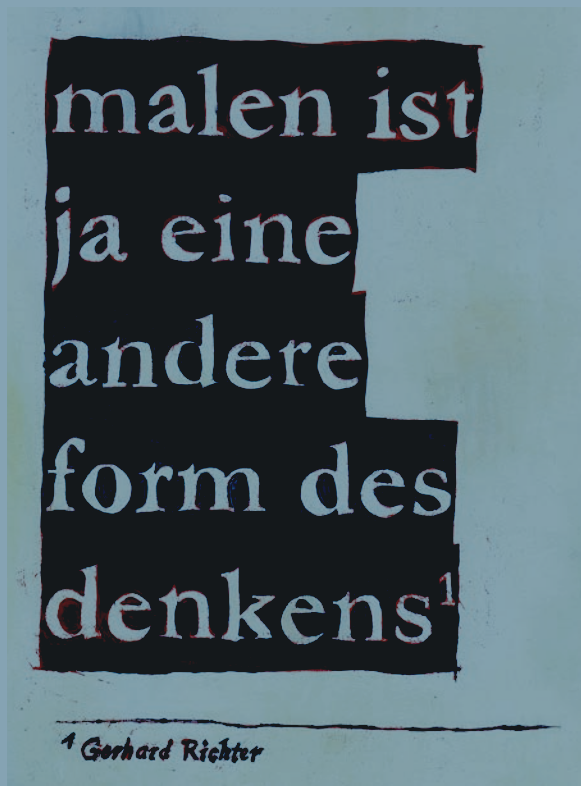
Ich merkte, dass ich diesen Themenkomplex nur fragend umkreisen kann und die Frage selbst eine Form der Kritik ist. Aus einer Frage folgte die nächste, jede Kategorisierung, Benennung, Beweisführung erschien mir fragwürdig. Auf inhaltlicher, aber auch auf rhythmischer und vor allem auf visueller Ebene.

7. Welche Lösung haben Sie gefunden?

Ich schuf unter anderem eine Choreografie aus insgesamt 943 Fragen. Als Monotypien, als Ölzeichnungen, in einem Raum neben- und übereinander gehängt, verweigern sie jede lineare Lesbarkeit.

8. Mit welchem Effekt?

Man muss sich mit dem eigenen Körper annähern und die Leserichtungen im Raum selbst bestimmen. Es stellt sich schnell eine Überforderung ein – aber darum geht es eben auch: Ich wollte verletzendes Sprechen nicht mehr benennen und beweisen, sondern das Wahrnehmen und Begegnen in den Vordergrund rücken.



9. Ihre Dissertation ist auf diese Weise zu einem Kunstwerk geworden. Wie und wo ist so etwas möglich?

Ich habe am Bauhaus in Weimar promoviert, die erste Uni in Deutschland, die das im Bereich „Freier Kunst“ ermöglichte. Das waren damals spannende Auseinandersetzungen, wie so eine Promotion aussehen könnte, inhaltlich und formal.

10. Die Arbeit trägt die Überschrift „Von WIR und IHR zum WIHR“. Was verbirgt sich dahinter?

Ich fragte, ob und wie es ein WIHR geben kann – also ein WIR, welches das IHR immer schon beinhaltet. Dieses WIHR habe ich heute noch im Kopf, würde es nun aber ebenso auf nicht-menschliche Wesen und vielleicht auch Nicht-Wesen erweitern. Zu einem GEO CUM vielleicht, das ist aber noch im Gange.

11. Wenn das Kunstwerk ausgestellt wird, sind die 943 Fragen zugleich sicht- und hörbar. Warum?

Beim Lesen und Hören vernetzen sie sich miteinander und wirken nochmal ganz anders als auf bildlicher und räumlicher Ebene. In Lecture-Performances kommen dann alle Ebenen zusammen.

12. Sie bezeichnen das Stellen von Fragen als emanzipatorischen Akt. Inwiefern ist das so?

Es ist nicht immer und nicht für alle einfach oder überhaupt möglich, Fragen so zu stellen, dass sie gehört werden. Überhaupt etwas in Frage zu stellen, zunächst ganz für sich allein, kann ermächtigend sein, eine Form kritischer Handlungsfähigkeit.

13. Wenn Sie über „Verantwortung“ sprechen, betonen sie die „Antwort“, die darin sprachlich enthalten ist. Warum?

Mir ist wichtig, einer Antwort mit Verantwortung zu begegnen und redlich mit ihr umzugehen. Im Gespräch zu bleiben, statt es mit einer Antwort zu beenden, wäre schon mal nicht schlecht.

14. Woran arbeiten sie aktuell?

Ich feile, theoretisch und praktisch, an verschiedenen Konzepten, etwa zur Kunstpraxis als spe-

kulative Reflexion, zu einer Theorie der „ästhetischen Unfügbarkeit“ oder dazu, Verantwortung als einen Affekt zu verstehen, für den man sich sensibilisieren kann. Aber auch zum Zusammenhang von künstlerischem Forschen und emanzipatorischer Lehre, insbesondere angesichts der Klimakatastrophe.

15. Sehen Sie sich eher als Wissenschaftlerin oder als Künstlerin?

Ich gehe beiden Tätigkeiten nach, doch oftmals verschmelzen sie miteinander oder lassen sich vorab gar nicht trennen. Der Kunst zugeordnet kann ich sicherlich „undisziplinierter“ forschen und Themen und Arbeitsweisen, die erst einmal nichts miteinander zu verbinden scheint, zu neuen Konstellationen zusammenführen.

16. Wie beeinflusst Ihr wissenschaftliches Denken das künstlerische?

Das Denken selbst setzt sich meines Erachtens über Disziplinierungen hinweg. Der Maler Gerhard Richter formuliert es so: „Malen ist ja eine andere Form des Denkens“, also eben auch ein Denken, ein materielles. Nehme ich aber diese Genre-Trennungen an, dann wäre der Wunsch nach Vollständigkeit und Überprüfbarkeit sowie das Arbeiten mit linearen Schreibweisen etwas „klassisch Wissenschaftliches“.

17. Und umgekehrt?

Einem Gespür folgen, ohne zu wissen, wohin das führen könnte. Assoziationen ernst nehmen, ohne ein vorab formuliertes Ziel. Ich würde Gerhard Richter umwenden: „Denken ist ja eine andere Form des Malens.“ Also ein Umgehen mit dem, was sich schon zeigt, ein Öffnen der Form, das Zeigen selbst zeigen und so zu einer neuen Oberfläche, einem neuen Bild kommen, das sich immer weiterführen lässt.

18. Welche Rolle spielen dabei Intuition und Empfinden?

Die Kontrolle verlieren, ohne die Verantwortung abzugeben. Sich öffnen für das Noch-nicht-Gedachte. Intuition und Empfinden sind nicht nur „der Kunst“ vorbehalten. Mich interessieren die Arbeitsweisen, die etwas Denk- und Fragwürdiges nicht vorschnell auf einen Forschungsgegenstand zurechtstutzen, die vielmehr sorgsam



mit Fragestellungen umgehen, die das Unverfügbare nicht um jeden Preis objektivieren wollen und die berücksichtigen, dass Inhalt und Denken sich nicht von ihrer Form und Artikulation trennen lassen.

19. Als Professorin für Künstlerische Praxis bilden Sie Lehrkräfte für das Fach Kunst aus. Mit welcher Intention?

Ich will den Studierenden Kunstpraxis als ein Weltverstehen und -mitgestalten vermitteln und sie dafür begeistern. Kunst hat das Vermögen, kritisch auf drängende gesellschaftliche Fragen zu blicken, mit einem „Was-Wäre-Wenn“ und „Wie-Noch“ spekulativ weiterzuführen und Alternativen zu erproben. Und wenn Lehramtsstudierende dies an Kinder und Jugendliche weitergeben, dann können wir vielleicht doch hoffnungsvoller in unsere Zukunft schauen.

20. Warum ist es für den Lehrberuf wichtig, dass die Studierenden selbst künstlerisch arbeiten?

Weil sie dabei die Möglichkeiten von Kunst selbst erfahren und ein Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten ausbilden, um dann je eigene Projekte zu verfolgen. Sie erproben dafür zuerst mit Unbe-



kanntem umzugehen, sich mit der Welt in Verbindung zu setzen und ihre Wahrnehmung kritisch zu erweitern.

21. Wie gelingt das?

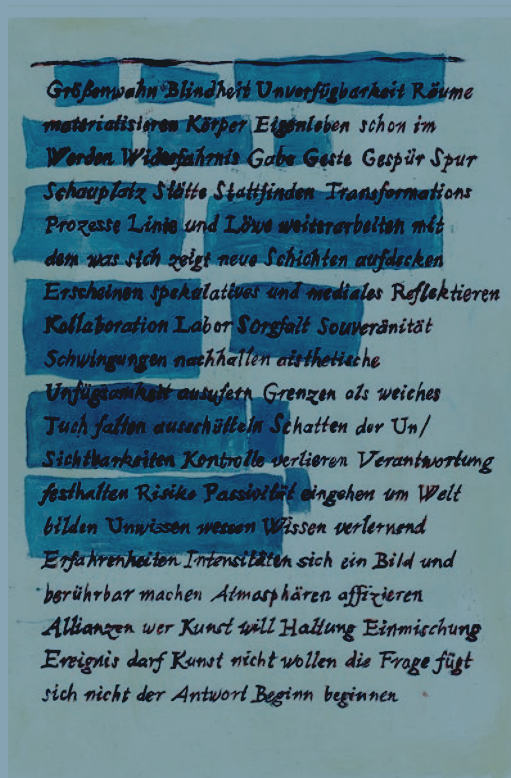
Schon mit kleinen Perspektivwechseln: Versuchen Sie mal Ihre Unterschrift gespiegelt auf Papier zu bringen. Dann spüren Sie, wie Schrift, Bild und Bewegung zusammenhängen und welche Rolle Körperwissen und Erfahrung für unser Denken spielen. Solche Übungen erweitern das Bewusstsein für Prägungen und Konventionen, die es – auch in „der Wissenschaft“ – zu verlernen gilt.

22. Beziehen Sie Ihre Studierenden in Ihre künstlerischen Forschungen ein?

Ja, sie entwickeln eigene Zugänge zu den von mir vermittelten Themen und Arbeitsweisen, die ich dann in der Lehre wieder aufgreife. Zum Beispiel in meinem Kurs „Macht doch, was ihr wollt!“

23. Was passiert da? Ist der Name Programm?

Die Studierenden müssen sich auf Themen, auf künstlerisch forschende Arbeitsweisen, aber auch auf die Seminarstruktur als Ganzes und meine Rolle darin einigen. Dabei erproben wir gemein-



sam, was Kunst ist und kann, wie emanzipatorische Lehre und künstlerisches Forschen zusammenhängen und wie Universität und Schule sein könnten. Lehre selbst wird so zu einem künstlerischen Projekt, an dem alle beteiligt sind.

24. Wie prüfen Sie Ihre Studierenden? Erwarten Sie Antworten? Oder Gegenfragen?

Ich erwarte tatsächlich Antworten. Und es ist mir wichtig, eine Atmosphäre zu schaffen, in der das Fragestellen möglich ist. Keine Frage ist es nicht wert, gestellt zu werden.

25. Und wie beurteilen Sie die Leistung?

Ich beurteile vor allem, wie involviert die Studierenden in den eigenen künstlerischen Prozess sind. Das zeigt sich ganz individuell und muss auch so betrachtet werden.

26. Sie werden nicht müde, den hohen Stellenwert der ästhetischen Bildung zu betonen. Wo sehen Sie den größten Handlungsbedarf?

Das Fach Kunst konkurriert mit anderen Fächern um Legitimation und Geltung. Stattdessen sollte

sein wissensbildendes Potenzial für alle anderen Fächer endlich erkannt, stärker genutzt und wertgeschätzt werden. Das gilt natürlich auch für das Fach Musik.

27. Was müsste sich grundlegend ändern?

Dass es im Land Brandenburg nach vielen Jahren nun wieder den Studiengang Kunst auf Lehramt gibt, ist ein wichtiger Schritt. Doch die Wertschätzung muss steigen. Damit geht dann auch einher, Ressourcen zu stärken.

28. Auch hier an der Universität?

Ja, auch hier. Künstlerische Lehre – auch in der Musikpraxis – wird geringer gewertet als wissenschaftliche, was sich an der dreifachen Lehrverpflichtung zeigt. Generell ist aber schon viel passiert: Wir verfügen über neue Ateliers, unsere Ausstattung wächst und die Studierendenzahlen steigen. Wir sollten nicht in einem Gegeneinander konkurrieren.

29. Worauf kommt es künftig besonders an?

Kunst und Wissenschaft nicht in zwei scharf abgegrenzte Kategorien zu trennen. Die Anerkennung und Geltung sollten gleichwertig sein, die spezifischen Besonderheiten aber jeweils berücksichtigt werden. Von einem höheren Stellenwert hätten alle etwas – eine Gesellschaft ohne Kunst verarmt auf allen Ebenen, nicht zuletzt auf politischer.

30. Wie vermitteln Sie dies den Studierenden?

Indem sie Kunst als Diskursort erleben können, an dem wir uns ein Bild von der Welt machen, Weltbilder befragen und zu neuen Bildwelten kommen. Ich möchte zeigen, dass wir hier Wissen generieren, das in alle Bereiche hineinstrahlt. Dass Kunstpraxis als eine spekulative Reflexion und kritische Handlungsfähigkeit verstanden werden kann, die alle angeht.

31. Und wie kann das nach außen getragen werden?

Unsere Studierenden werden später in den Schulen grundlegend in die Gesellschaft hineinwirken und zukünftige Generationen prägen, daher kommt der Lehrkräftebildung eine enorme Verantwortung zu. Auch im Bereich der Kunstpädagogik, mit dem wir als Künstlerische Praxis eng verknüpft sind, passiert hier wirklich viel. Mit unseren Ausstellungen bringen wir uns zudem in gesellschaftliche Diskurse vor Ort ein, etwa im Potsdamer Rechenzentrum, wo wir ein eigenes Atelier unterhalten, im Waschhaus oder in Kooperation mit der Kammerakademie, aber auch mit überregionalen und internationalen Projekten.

32. Unlängst haben Sie auf dem Campus Golm eine erste Kunstschau veranstaltet. Folgen weitere?

Ich würde gern regelmäßig unsere Praxisräume für Ausstellungen öffnen und unsere Jahreschau, den „Rundgang“, auf den ganzen Campus ausweiten. Auch könnte man außerhalb der Vorlesungszeit Kunstprojekte für die Allgemeinheit anbieten, was allerdings zeit- und arbeitsaufwendig ist. Unser Team ist toll, aber klein.

33. Sehen Sie dennoch Ressourcen?

Es gibt vieles, was gemeinsam genutzt werden könnte: Werkstätten, Medienpools, Projektstrukturen und jede Menge Kompetenzen – auch außerhalb der Universität. Wir fangen gerade erst an, uns das Vorhandene zu erschließen und uns zu vernetzen. Ich hoffe, dass wir auch die personellen Ressourcen in Zukunft weiter ausbauen können.



ANTJE HORN-CONRAD

Illustration: © Maja Linke



Rang und Namen

Die Universität Potsdam ist im Aufwind: Seit Jahren belegt sie gute bis sehr gute Plätze bei den großen Hochschulrankings, die die Qualität von Forschung und Lehre bewerten. Ab 2025 gibt es vier Alexander von Humboldt-Professuren an der UP. Und hier forschen einige der meistzitierten Wissenschaftler der Welt.



Die Universität Potsdam freut sich auf die vierte Humboldt-Professur: Auszeichnung für KI-Expertin und Juristin Prof. Sandra Wachter

Die Expertin für Technikrecht Sandra Wachter, derzeit Professorin an der Universität Oxford, erhält eine Alexander von Humboldt-Professur und wird damit ab 2025 an der Universität Potsdam forschen und lehren. Die mit 3,5 Millionen Euro dotierte Professur wird von der Alexander von Humboldt-Stiftung vergeben und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert.

Sandra Wachter ist an der Schnittstelle von Rechtswissenschaft, Informatik und Sozialwissenschaft tätig. Sie erforscht, wie Künstliche Intelligenz reguliert sowie fairer und transparenter gestaltet werden kann. Die Wissenschaftlerin übernimmt an der vom Hasso-Plattner-Institut und der Universität Potsdam gemeinsam getragenen Digital Engineering Fakultät den Lehrstuhl Künstliche Intelligenz. Sie soll zum Aufbau ethisch-rechtlicher KI-Expertise in Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland beitragen und mit ihrer Forschung zur KI-Regulierung den Standort Potsdam im internationalen Wettbewerb stärken.

Bahnbrechende Forschung zu den Planetaren Grenzen: Johan Rockström erhält den Tyler-Preis für Umweltverdienste



Der Klimaforscher Prof. Dr. Johan Rockström wurde im Mai 2024 mit dem renommierten Tyler Prize for Environmental Achievement 2024 ausgezeichnet. Rockström ist wissenschaftlicher Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung (PIK) und Professor für Erdsystemwissenschaften an der Universität Potsdam. Er zählt zu den meistzitierten Forschern der Welt.

Der Tyler-Prize wird oft als „Nobelpreis für Umwelt“ bezeichnet. Rockström erhielt die mit 250.000 US-Dollar dotierte Auszeichnung für seine bahnbrechende Forschung zu den Planetaren Grenzen. Dabei geht es um den Rahmen, innerhalb dessen sich die Menschheit in einer natürlichen Welt sicher entwickeln kann. Rockströms Konzept der Planetaren Grenzen hat wesentlich zur öffentlichen Reaktion auf den Klimawandel und die nachhaltige Entwicklung beigetragen, einschließlich der Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen.

Wie sich Menschen globalen Herausforderungen stellen: Neue DFG-Forschungsgruppe startet an der Universität Potsdam



Mit welchen kooperativen Praktiken und Theorien können wir den drängenden weltweiten Herausforderungen unserer Zeit begegnen? Welche Vernetzungen zur Lösung der akuten globalen Probleme zeichnen sich ab, und auf welche historischen Modelle rekurrieren sie? Diese und weitere Fragen untersucht die Forschungsgruppe „Kollaborationen: Assemblagen, Artikulationen, Allianzen“ an der Universität Potsdam, die in den kommenden vier Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird. Neu entstehende Formen sozialer, politischer und künstlerischer Zusammenarbeit sollen systematisch und exemplarisch untersucht werden, nachdrücklich auch mit Partnern außerhalb des westlichen akademischen Umfelds. Sprecher der Gruppe ist Dirk Wiemann, Professor für Englische Literatur an der Universität Potsdam, die mit der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin sowie mit zahlreichen Mercator-Professuren aus dem Globalen Süden und aus indigenen Kontexten kooperiert.



Die **Alexander von Humboldt-Professur** ist der höchstdotierte deutsche Wissenschaftspreis und wird ausschließlich an Spitzenforscher*innen verliehen, die in ihrem Fachgebiet weltweit führend sowie im Ausland tätig sind. Die Humboldt-Professur wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert. Sie ermöglicht die Durchführung langfristiger zukunftsweisender Forschungen an Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Mit vier Humboldt-Professuren liegt die Uni Potsdam bundesweit im Mittelfeld – zum Vergleich: Die FAU Erlangen-Nürnberg hat 11 Humboldt-Professuren.



Jedes Jahr erscheinen unzählige Artikel in Fachzeitschriften. Der Informationsdienstleister Clarivate Analytics ermittelt, wie groß der Einfluss der publizierten Beiträge auf das jeweilige Fachgebiet ist. Die Liste „**Highly Cited Researchers**“ ist eine jährliche Anerkennung einflussreicher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die bedeutende Beiträge auf ihrem Gebiet geleistet haben. Nur eine von 1.000 aktiv forschenden Personen gehört zum Kreis der „Highly Cited Researchers“.



Eine **DFG-Forschungsgruppe** ist ein enges Arbeitsbündnis mehrerer herausragender Wissenschaftler*innen, die gemeinsam eine Forschungsaufgabe bearbeiten. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert Projekte von wissenschaftlich herausragender Qualität und Originalität auf internationalem Niveau. Forschungsgruppen tragen häufig dazu bei, neue Arbeitsrichtungen zu etablieren.

Fotos: © Thomas Roesse (o.); Dr. Jana Scholz (u.); Ernst Kaczynski (Hintergrund)



Im Labor am AWI werden Bohrkern von zahlreichen Orten rund um die Welt gelagert und analysiert.

Im Kern zum Ganzen finden

Leibniz-Preisträgerin Ulrike Herzschuh forscht zur Klimageschichte für die Zukunft des Planeten


**MATTHIAS
 ZIMMERMANN**

Ulrike Herzschuh braucht einen langen Atem. Was sie erforscht, ist lange her, schwer zu finden und dauert viele, viele Jahre. Die Biologin interessiert, wie sich das Klima in der Vergangenheit entwickelt hat. Dafür untersucht sie die Spuren von Pflanzen, die sich einst auf dem Grund von Seen abgelagert haben und heute als Sedimente in der Erde schlummern. In den abgeschiedenen Weiten Sibiriens oder Kanadas holt die Forscherin diese Klimaarchive aus dem Boden, um sie in ihrem Labor in Potsdam zu analysieren. Dabei interessiert sich die Expertin für Paläoklimatologie vor allem für besonders langsame Veränderungen, die aber große Auswirkungen auf die Tier- und Pflanzenwelt haben. Was sie über die Klimaveränderungen und ihre Folgen vor 20.000 Jahren herausfindet, könnte uns dabei helfen, den aktuellen Klimawandel besser zu verstehen, Modelle dafür zu entwickeln, was in den kommenden Jahrzehnten auf uns zukommt – und die negativen Folgen dieser Entwicklung abzumildern. Im März 2024 wurde Ulrike Herzschuh für ihre Arbeit mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis ausgezeichnet. Die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) vergebene Auszeichnung zählt zu den wichtigsten deutschen Forschungspreisen und

ist mit einem Preisgeld von 2,5 Millionen Euro dotiert, das die Forschenden bis zu sieben Jahre lang nach ihren eigenen Vorstellungen und ohne bürokratischen Aufwand für ihre Forschungsarbeit einsetzen können.

Unerschlossene Gebiete im hohen Norden

„Viele natürliche Prozesse laufen über sehr lange Zeiträume ab: der Aufbau der Eisschilde, die Entstehung von Permafrost-Regionen oder die Verschiebung von Waldgrenzen“, sagt die Biologin von der Potsdamer Forschungsstelle des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung (AWI), die als Professorin für Paläoökologie und Paläoklimatologie an der Universität Potsdam lehrt. In den vergangenen 200 Jahren hat sich die Arktis drastisch erwärmt, aber die Baumgrenze hat sich noch kaum bewegt. „Manche Veränderungen stellen sich erst Hunderte Jahre später ein. Doch auch wenn sie unscheinbar sind, wirken sie sich stark auf Pflanzen und Tiere aus.“ Im Zuge der globalen Erwärmung zieht sich etwa überall auf der Welt die Tundra immer weiter nach Norden zurück. Die einzigartige Vegetation mit Moosen, Flechten, Gräsern und winterharten Kräutern wird von Sträuchern und Bäumen verdrängt, was sich negativ auf die Pflan-

„
An Proteinen kann man ablesen, welche Interaktionen zwischen Organismen stattgefunden haben – und daraus wiederum lassen sich Schlussfolgerungen über Klimaschwankungen ziehen.

zenvielfalt und letztlich auch auf die dort lebenden Tiere auswirken wird. Wie weit das gehen kann, zeigt ein Blick auf die letzte Eiszeit: Als die Graslandschaften zurückwichen, kamen die Wälder – ein ungemütliches Pflaster für Mammuts, die dort keine Nahrung mehr fanden und schließlich ausstarben.

Wenn Ulrike Herzschuh sich zu Forschungsreisen aufmacht, wird das meist keine leichte Sache. Ihr Feldlabor wiegt schon mal 1,5 Tonnen, die nicht selten ausschließlich mit dem Hubschrauber transportiert werden können. Das ist zwar überaus aufwendig und kostspielig, aber auch notwendig. Denn die Wissenschaftlerin zieht es vor allem in weitgehend unerschlossene Gebiete hoch im Norden – in Kanada, Alaska, Island oder Sibirien. Das liegt zum einen daran, dass gerade in der Arktis viele der so langfristigen Prozesse ablaufen, für die sich Ulrike Herzschuh interessiert. Zum anderen zählen die Permafrostböden Sibiriens oder Kanadas zu den Regionen, die noch weitgehend unbeeinflusst sind vom Wirken des Menschen. „Dort finden wir noch naturnahe Systeme, an denen wir die grundlegenden Zusammenhänge von Klima und Ökologie nachvollziehen können, wie sie ohne uns ablaufen.“

Unterirdische Klimaarchive

Ein Blick in die natürlichen Klimaarchive führt meist nach unten – in den Boden, der aus den Ablagerungen vergangener Zeitalter besteht. Eine Bohrung von nur einem halben Meter Tiefe fördert Material zutage, das bis zu tausend Jahre alt ist. Doch in Mitteleuropa sind derartige Zeitreisen kaum möglich, zu stark sind die Landschaften durch menschliche Einflüsse überformt. Ulrike Herzschuh und ihr Team nehmen deshalb regelmäßig die Strapazen weiter Reisen auf sich, um an besonders geeigneten Stellen Proben zu nehmen. Und die finden sich häufig auf dem Grund ehemaliger Seen. „Vor allem durch Gletscher entstandene Seen weisen oft über Jahrtausende hinweg stabile Bedingungen auf. Deshalb lässt sich mit ihrer Hilfe sehr gut nachvollziehen, wie sich die Ökosysteme im Umfeld entwickelt haben.“ Außerdem bleibt die DNA der Flora und Fauna, die im Laufe der Zeit auf den Seegrund hinabsinkt, besonders gut erhalten.

Diese Sedimente sind das Spezialgebiet von Ulrike Herzschuh. Am AWI in Potsdam hat sie ein eigenes Labor für die Extraktion und Analyse alter DNA aufgebaut. „Es gibt nur wenige solcher Labore in Deutschland“, sagt sie. „Die Schwierig-

keit ist, die DNA sauber zu extrahieren – und sie zu interpretieren. Wir haben uns im Laufe der Jahre die nötige Expertise angeeignet, wissen, wie sich welche Sedimente verhalten und wie sie zu interpretieren sind.“ Hilfreich war dabei auch die enge Vernetzung mit den Kolleginnen und Kollegen an der Universität Potsdam wie dem Vegetationsökologen Prof. Florian Jeltsch und dem Evolutionsforscher Prof. Ralph Tiedemann.

Dass sie in diesem Jahr mit dem Leibniz-Preis ausgezeichnet wurde, kommentiert sie so: „Ein solcher Preis ist natürlich eine Anerkennung, die guttut“, sagt sie. „Aber in der Forschung ist eigentlich niemand Einzelkämpfer, sondern wir arbeiten in Teams, denen diese Auszeichnung gleichermaßen gebührt.“ Das Preisgeld von rund 2,5 Millionen Euro dürfen die Preisträgerinnen und -träger frei in ihre Forschung investieren. Für Ulrike Herzschuh Grund, vom nächsten Meilenstein zu träumen: einem Labor, das in der Lage ist, aus den Bohrkernen auch alte Proteine zu extrahieren. „Während die DNA ein Sammelsurium an Möglichkeiten darstellt, sind die Proteine das, was von diesen wirklich realisiert wurde. An ihnen kann man ablesen, welche Interaktionen zwischen Organismen stattgefunden haben – und daraus wiederum lassen sich Schlussfolgerungen über Klimaschwankungen ziehen.“ Noch befindet sich die Forschung dazu in den Kinderschuhen. Aber ein neues Labor könnte sie in Schwung bringen. Denn die Zukunft unseres Planeten liegt, zumindest in Teilen, in seiner Vergangenheit.

Ulrike Herzschuh ist übrigens nicht die einzige Preisträgerin in der Familie. Denn bei den Herzschuhs hat die Leidenschaft für Naturwissenschaften offenbar Tradition. Ihre Tochter Undine gewann Anfang 2024 den Regional- und den Landeswettbewerb „Jugend forscht“ Chemie und wurde dann auf Bundesebene vierte.



Ulrike Herzschuh
ist gemeinsam berufene
Professorin am Alfred-
Wegener-Institut für Polar-
und Meeresforschung
(AWI) und an der
Universität Potsdam.

ulrike.hertzschuh@uni-potsdam.de

Ulrike Herzschuh (l.) mit ihrer Tochter Undine





Neue Impulse in der Diabetesforschung

Maximilian Kleinert ist neuer Heisenberg-Professor an der Universität Potsdam und am Deutschen Institut für Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

Wie körperliche Bewegung sich auf den menschlichen Organismus auswirkt und wie wichtig sie deshalb ist: Dieses Thema zieht sich

als roter Faden durch die Forschungen von Maximilian Kleinert. Nun kann er es im Wintersemester, wenn er die Vorlesung „Energistoffwechsel“ an der Uni Potsdam übernimmt, auch den Studierenden nahebringen. Möglich macht dies die Heisenberg-Professur, mit der ihn die Deutsche Forschungsgemeinschaft seit April 2024 fördert.

„Das ist schon ein Erfolg“, sagt der 42-Jährige. Ziel der Professur ist weniger eine Projekt- als eine Personenförderung. „Bei der Bewerbung musste ich zeigen, ob ich das Potenzial für eine Professur habe, also dass ich bereits Drittmittel eingeworben, als Letzt-Autor publiziert und Kooperationen geschlossen habe.“

Kleinert leitet am Deutschen Institut für Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke seit 2021 die Abteilung „Molekulare Physiologie der Bewegung und Ernährung“. Von der Förderung in Höhe von mehr als 600.000 Euro profitieren das DIfE und die Universität zugleich: „Die Hei-

senberg-Professur ist nicht nur renommiert. Sie finanziert meine Professoren-Stelle in den ersten fünf Jahren.“ Ein Teil der Summe sei außerdem für Sachmittel vorgesehen.

Forschen gegen Diabetes

Kleinert wird nun weiter an dem forschen, was ihn schon lange interessiert: Wie lässt sich die menschliche Muskulatur so beeinflussen, dass die Gefahr verringert wird, an Diabetes zu erkranken – oder dass die bestehende Krankheit zurückgedrängt werden kann?

Der Wissenschaftler, der mit seiner Familie in Berlin lebt, will sich dabei drei Aspekten widmen: Zum einen dem gesundheitsfördernden Aspekt von Sport, relevant für Typ-2-Diabetiker: „Der Muskel gehört zu den Hauptorganen, die Blutglukose speichern“, erklärt er. „Diabetiker können unter anderem mit ihrer Muskulatur nicht genug Blutzucker aufnehmen, sodass der Level im Blut zu hoch ist.“ Treiben sie aber Sport, könne der Muskel Zucker völlig normal absorbieren. „Zu verstehen, wie das auf der Signalebene funktioniert und welche Proteine daran

1

➔ **Weitere Informationen zu Preisen und Ehrungen**



beteiligt sind, ist spannend. Wir glauben, dass manche Signalwege versteckt sind, die wir auf lange Sicht außerdem pharmakologisch aktivieren könnten.“

Zum anderen untersucht Kleinert die Rolle der Ernährung, genauer gesagt mittelkettige Fettsäuren: „Sie sind normalerweise wenig in der Nahrung vorhanden, könnten aber, wenn wir sie hinzufügen, gesundheitsfördernd wirken.“ Und nicht zuletzt gehe es darum, mithilfe neuer Methoden bestimmte Gene im Muskel zu aktivieren, sodass dieser die Glukose besser aufnimmt. „Insgesamt versuchen wir, gewichtsreduzierende Effekte zu erzielen, weil Diabetiker häufig mit Adipositas zu kämpfen haben.“

In seiner Forschung nutzt er unterschiedliche Methoden, um der Wirkung von Bewegung auf den Grund zu gehen. Am Potsdamer Institut werden Messungen an Mäusen vorgenommen, die auf einem Laufband oder -rad rennen. „Mäuse laufen freiwillig pro Tag fast zehn Kilometer – was unglaublich ist angesichts der Größe des Tiers.“ In Kopenhagen und München, wo er vorher tätig war, standen Humanexperimente im Vordergrund: „Die Leute mussten radeln, und wir haben Muskelbiopsien genommen.“

Von Berlin nach Austin und zurück

Sport hat für den Forscher bereits früh eine große Rolle gespielt. Der gebürtige Berliner besuchte in Köpenick ein Sportgymnasium, spielte Fußball und ging im Schüleraustausch für ein Jahr ins texanische Austin. Zum Studium zog es ihn erneut dorthin: „Austin ist eine liberale Uni-Stadt mit fast 100.000 Studierenden.“ Nach dem Bachelor im Fach Kinesiologie, also Bewegung und Sport, machte er kurzerhand noch den Master in Sportphysiologie – und beschäftigte sich mit Glukose, die als Glykogen im Muskel gespeichert wird und Sporttreibenden die Energie liefert. „Der Master war meine erste bewusste, erwachsene Entscheidung.“

Nach dem Studium wollte Kleinert wieder nach Europa in die Nähe seiner Familie und promovierte an der Universität Kopenhagen. „Dort gab es inhaltlich ähnliche Schwerpunkte wie in Austin“, sagt er rückblickend. „Für Stoffwechselforschung ist Kopenhagen ein Traum. Ein Grund dafür ist ein dort ansässiger großer Pharmakonzern, der in den 1920er Jahren als einer der ersten Insulin für die Anwendung bei Patienten produzierte und seit Jahrzehnten in die Stoffwechselforschung investiert.“

Auch die weiteren Karriereschritte waren mit „spannenden Fragen“ verbunden. 2017 wechselte Kleinert ans Deutsche Forschungszentrum für Gesundheit und Umwelt am Helmholtz Zentrum München. Er untersuchte neue Pharmakotherapien gegen das sogenannte Metabolische Syndrom, also Bluthochdruck, Übergewicht sowie Zucker- und Fettstoffwechselstörungen. 2021 ging er dann ans DIFE.

Studierende fürs Forschen begeistern

„Meine Forschungen habe ich immer mit Drittmitteln selbst organisiert“, erzählt der Stoffwechsel-Experte. „Darauf bin ich stolz, aber es war auch stressig.“ Nun könnte das Hangeln von Projekt zu Projekt ein Ende haben, hofft er. Denn die Heisenberg-Professur verpflichtet sein Potsdamer Institut zu prüfen, ob die Professur nach fünf Jahren verstetigt werden kann. Das Einwerben finanzieller Mittel geht allerdings weiter – nicht für ihn, sondern für seine Mitarbeitenden: „Ich bin ja mittlerweile für Doktoranden, Postdocs und auch Master-Studierende verantwortlich.“

In den kommenden Wochen will er seine Vorlesungen konzipieren: „Ich habe ein bisschen Respekt davor“, räumt er ein: „Ich habe früher schon einzelne Vorlesungen übernommen und dabei gemerkt, wie viel Zeit man für die Vorbereitung braucht.“ Zu lehren und anderen etwas zu erklären sei ganz anders, als selbst etwas rudimentär zu verstehen. „Aber es macht auch Spaß, alles bis ins letzte Detail zu durchdenken. Die Uni bietet außerdem eine gute Plattform, um Studierende für die eigene Forschung zu gewinnen.“


➤ Weitere Informationen zur Heisenberg-Professur



Maximilian Kleinert studierte Kinesiologie und Sportphysiologie in Austin (USA). Seit 2024 ist er Heisenberg-Professor in Potsdam.

maximilian.kleinert@dife.de



A portrait of Prof. Martin Fischer, Ph.D., a middle-aged man with grey hair and a beard, wearing glasses and a white shirt. He is looking slightly to the right of the camera with a thoughtful expression. The background is a blurred bookshelf filled with books.

WENN ICH KÖNNTE,
WÜRD E ICH ...

... die Naturgesetze außer Kraft setzen!

Mit dem Kognitionswissenschaftler
Prof. Martin Fischer, Ph.D.



AUFGESCHRIEBEN
VON DR. JANA SCHOLZ

Zumind est im Labor. Mein Thema ist das „verkörperte Wissen“. Um es besser zu verstehen, würde ich unter anderem gerne die Schwerkraft aufheben. Früher war die Metapher des Geistes als Computer vorherrschend. Das ändert sich derzeit. Mehr und mehr nimmt die Forschung heute das komplexe Zusammenspiel von Körper und Gehirn in den Fokus. Ich möchte herausfinden, wie der Körper, also seine Bewegungen und seine Orientierung im Raum, unsere Kognition beeinflusst.

Die Physik mit virtueller Realität „verändern“

Ich unterscheide drei verschiedene Formen der „Embodied Cognition“. Erstens die evolutionäre Perspektive: Welche sinnlichen Fähigkeiten bringen wir überhaupt mit? So haben wir zum Beispiel zwei Augen, mit denen wir Licht wahrnehmen können, was uns das Sehen ermöglicht. Anders als viele Tierarten wie Bienen oder Vögel haben wir aber keine Sinneszellen für ultraviolette Lichtwellen. Das gleiche gilt für Magnetfelder, die wir nicht spüren können. Hier geht es also um unsere Disposition, die bedingt, wie wir Aufgaben verarbeiten. Zweitens gehe ich davon aus, dass wir durch Erfahrungen Wissen verkörpern. Als Kinder lernen wir, dass es knallt, wenn wir einen Bauklotz auf den Boden fallen lassen. Das ist unsere sensomotorische Interpretation, die auf unserer Lernerfahrung basiert. Und als dritte Perspektive in dieser Theorie begreife ich das situierte Wissen, das sich von Moment zu Moment verändert. In einem Versuch haben wir zum Beispiel vor Kurzem herausgefunden, dass Menschen Reize in ihrem rechten visuellen Feld schneller wahrnehmen, wenn sie gerade eingeatmet haben. Obwohl seit Jahrzehnten untersucht wird, wie die Zuwendung der Aufmerksamkeit funktioniert, hatte das bislang niemand bemerkt. Diese dritte Ebene bestimmt stark mit, wie wir eine Aufgabe lösen. Wir werden also bei jeder Herausforderung von der Evolution, unserer individuellen Lerngeschichte und der körperlichen Verfassung im jeweiligen Augenblick bestimmt.

Hier am Lehrstuhl wollen wir bestehende Theorien testen, und dafür brauchen wir ganz bestimmte Bedingungen. Die virtuelle Realität ist für uns bisher die einzige umsetzbare – weil günstige – Art und Weise, die Physik, aber etwa auch unsere körperlichen Gegebenheiten zu „verändern“. Mit unserem neuen Doktoranden Jaime Riascos möchte ich bereits durchgeführte Studien zum Einfluss des Körpers auf die Kognition in der virtuellen Realität nachprüfen. Zum Beispiel sollen Testpersonen in der VR einen Turm bauen – allerdings von oben nach unten. Je mehr Klötzchen man unten anfügt, desto „höher“ wird er, bis er schließlich nach oben hin umfällt. Hier hoffe ich auch auf das VR-Labor, das im neuen Haus 32 in Golm entstehen soll.

Mehr Grundlagenforschung

Wenn wir könnten, würden wir solche Tests aber nicht nur visuell durchführen, sondern indem wir den gesamten Körper in einen fast schwerelosen Zustand versetzen. Wir haben einen Versuch ent-

wickelt, mit dem wir den Einfluss der Orientierung des Körpers im Raum auf die räumliche Kognition untersuchen wollten. Kann man sich besser an zuvor eingeübte Wörter wie Schuhe, Wurzel oder Erde erinnern, wenn man gerade im Raumschiff mit dem Kopf nach „oben“ schwebt? Wie leicht fällt es uns, uns an Wörter wie Himmel, Wolke oder Gott zu erinnern, wenn sich der Kopf „unten“ befindet? Den Vorschlag für die Studie hatten wir beim Deutschen Institut für Luft- und Raumfahrt eingereicht, leider wurde er abgelehnt. Denn diese Versuche müssen nicht nur reproduzierbar sein, sie sind auch sehr teuer, weswegen nur wenige Vorschläge Erfolg haben. Jedes Kilogramm, das in den Weltraum geschossen wird, kostet um die 30.000 Euro.

Hätte ich mehr finanzielle und personelle Ressourcen, würde ich also noch mehr Grundlagenforschung betreiben. Die Erkenntnisse können für verschiedenste Bereiche genutzt werden, zum Beispiel um unsere Beziehungen zu künstlichen Agenten besser zu verstehen. Wie beeinflusst es Interaktionen zwischen Menschen und Robotern, wenn beide 37 Grad Körpertemperatur haben? Was macht es mit unserem Zahlengefühl, wenn unser Avatar nur drei Finger an jeder Hand hat? Axel Wiepke, der bei mir und Prof. Dr. Ulrike Lucke promoviert, arbeitet bereits für das virtuelle Klassenzimmer. Vielen angehenden Lehrkräften wird nämlich übel, wenn sie ein VR-Headset aufsetzen. Dieses Problem wollen wir lösen. Ich freue mich, wenn Forschende unterschiedlicher Disziplinen an der Universität mit mir gemeinsam Projekte angehen wollen, um mehr darüber herauszufinden, wie Körper und Kognition zusammenhängen.



Martin Fischer
ist seit 2011 Professor für Kognitive Wissenschaften an der Universität Potsdam.

martin.fischer.ii@uni-potsdam.de



Embodied Cognition

ist ein Ansatz in der Kognitionswissenschaft, wonach körperliche Erfahrungen, Gesten und Interaktionen mit der Umwelt das kognitive System beeinflussen.



An der Universität Potsdam
koordinierte Diana Gonzalez Olivo
das Refugee Teachers Program.



Andere bestärken

Diana Gonzalez Olivo ist neue Integrationsbeauftragte des Landes Brandenburg



ANTJE HORN-CONRAD

An einem Sonntagmorgen im September macht sich Diana Gonzalez Olivo auf den Weg ins brandenburgische Groß Schönebeck. Sie will an einem Dorfrundgang teilnehmen, mit Geflüchteten sprechen, dem Bürgerverein, der sich um die Integration kümmert, den Rücken stärken. Während sie sich vor Ort informiert, wartet zu Hause in Potsdam privater Besuch. Ihr Mann, ihre beiden Kinder werden sich kümmern. Darauf ist Verlass.

Seit Mai 2024 ist die 44-Jährige neue Integrationsbeauftragte des Landes Brandenburg. Eine Entscheidung, die die zierliche, aber immer energisch wirkende Frau nicht ohne ihre Familie getroffen hat. Die einstige Mitarbeiterin der Universität Potsdam wird nun häufiger und auch an den Wochenenden im Land unterwegs sein. Und sie wird viel Rückhalt brauchen, um sich klar gegen Rassismus zu positionieren. Genug politische Erfahrung für das schwierige Amt bringt sie mit: Zehn Jahre engagierte sie sich ehrenamtlich im MigrantInnenbeirat der Landeshauptstadt, zeit-

weise als dessen Vorsitzende, während sie hauptsächlich Studierende aus dem Ausland beriet und das universitäre Refugee Teachers Program koordinierte.

Ein Dorf zeigt, wie Integration gelingen kann

Fundierte Diskussionen über die Sorgen und Bedürfnisse in der Gesellschaft hält die aus Mexiko stammende Sozialwissenschaftlerin gerade in diesen krisen geprägten Zeiten für notwendiger denn je. Auch deshalb ist sie an diesem Sonntag nach Groß Schönebeck gekommen. Das 1.800 Einwohner zählende Dorf am Rand der Schorfheide zeigt, wie Integration gelingen kann, wenn die Gemeinschaft zusammenhält und sich gleichzeitig öffnet. 2015, als Menschen aus Syrien, aus Pakistan und Tschetschenien und später dann aus der Ukraine hier ankamen, kümmerte sich der Bürgerverein Groß Schönebeck zuerst um Wohnraum, Möbel und Kleidung, dann um Arbeit und Ausbildungsplätze. Freiwillige organisierten



Diana Gonzalez Olivo
war Wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Universität Potsdam
und ist seit 2024
Integrationsbeauftragte
des Landes Brandenburg.

[integrationsbeauftragte@
msgiv.brandenburg.de](mailto:integrationsbeauftragte@msgiv.brandenburg.de)

Sprachkurse, besorgten Fahrräder. Die Kinder wurden in Kita, Schule und Sportvereine aufgenommen. Man trifft sich im Willkommenscafé, beim Gemüseanbau im Gemeinschaftsgarten oder im Eine-Welt-Laden der Kirchengemeinde.

Ein Konzept und klare Kommunikation sind das Erfolgsrezept, sagt der Vereinsvorsitzende Rainer Klemke beim Rundgang durch das Dorf. Viele Einheimische sind gekommen, auch Geflüchtete, mit denen Diana Gonzalez Olivo das Gespräch sucht. Wie andernorts wählt in Groß Schönebeck ein Viertel der Bevölkerung die AfD, ausländerfeindliche Beleidigungen oder rassistische Übergriffe aber gibt es hier nicht.

Mit langem Atem und Durchsetzungskraft

Die Gemeinde, die für ihr Engagement den brandenburgischen Integrationspreis erhielt, bringt ihr positives Beispiel jetzt in die jüngst gestartete Kampagne „Bewegung, Brandenburg!“ ein. „Während andere nach Ausgrenzung und Abschottung rufen, wollen wir auf Mut und Zuversicht setzen“, sagt die Integrationsbeauftragte. Die Idee zu dieser landesweiten Initiative stammte von ihrer Amtsvorgängerin Dr. Doris Lemmermeier, die ebenfalls nach Groß Schönebeck gekommen ist. Diana Gonzalez Olivo freut sich, sie an ihrer Seite zu wissen. „Wir wollen, dass alle in Brandenburg ein gutes Leben führen können, egal ob sie zugewandert, geflüchtet, schon lange oder schon immer hier sind.“ Mit diesem Grundverständnis will sie die Landesregierung in allen migrationspolitischen Angelegenheiten beraten.

Ihr Amt ist nicht an die Dauer einer Wahlperiode gebunden. Das gibt ihr die Chance, Dinge nachhaltig zu verändern. Den langen Atem dafür bringt sie mit, und auch die nötige Durchsetzungskraft. Das hat sie an der Universität bewiesen. Als hier 2015 das bundesweit erste Qualifizierungsprogramm für geflüchtete Lehrkräfte ins Leben gerufen wurde, war quasi über Nacht eine Flut von Bewerbungen zu bearbeiten: Hunderte Anfragen, auf die es nicht immer sofort eine Antwort gab. Aber die gebürtige Mexikanerin, die aus eigener Perspektive weiß, wie schwierig es ist, sich in einem fremden Land zurechtzufinden, ließ nicht locker. Sie recherchierte, fragte sich durch Behörden, suchte nach Lösungen. Umso enttäuschender war es mitzuerleben, welche Hürden sich aufbauten, als es darum ging, die Absolventinnen und Absolventen in den Schuldienst zu bringen. Wie der berufliche Einstieg von geflüchteten und migrierten Lehrkräften in Deutschland gelingen kann, dazu hat sie mit ihren Kolleginnen an der Uni ein Buch herausgegeben. „Abschlüsse anerkennen und zugewanderte Fachkräfte in den Arbeitsmarkt zu integrieren – das muss viel schneller gehen“, sagt sie und kündigt an, hier deutliche Akzente zu setzen. Auch in allen Fragen der Bildung, die sie als Voraussetzung erfolgreicher Integration sieht.

Als die studierte Germanistin 2008 nach Deutschland kam, hatte sie die Chance, an der BTU Cottbus ein Masterstudium zu absolvieren und sich auf diese Weise neue Berufswege zu erschließen. Nun ist sie Brandenburgs erste Integrationsbeauftragte mit Migrationsgeschichte. Das stärkt ihre Position. Das hilft ihr, andere zu bestärken.

”

Wir wollen, dass alle in Brandenburg ein gutes Leben führen können, egal ob sie zugewandert, geflüchtet, schon lange oder schon immer hier sind.



Besuch in Groß Schönebeck mit Vorgängerin Doris Lemmermeier



Zwischen Ablehnung und Bewunderung

Der Historiker Matheus Hagedorn
über Islambilder der Neuen Rechten

Anfang 2024 gingen Hunderttausende Menschen in Deutschland gegen Rechts auf die Straße. Anlass war ein Treffen im November 2023 nahe Potsdam, bei dem AfD-Mitglieder und Rechtsextremisten die Vertreibung von Millionen von Menschen aus Deutschland geplant hatten. Der Politikwissenschaftler und Historiker Matheus Hagedorny kennt sich mit rechtsextremen Ideologien aus. Der 38-jährige promoviert an der Universität Potsdam über „Islambilder der Neuen Rechten in der Bundesrepublik“. Im Interview erklärt er das ambivalente Verhältnis rechter Kreise zum Islam und warum für einige Rechtsextreme Bündnisse mit ultrakonservativen Musliminnen und Muslimen interessant sind.

Was zeichnet die Neue Rechte aus?

„Neue Rechte“ hat sich als Sammelbezeichnung für eine Modernisierungsbewegung der äußersten Rechten eingebürgert, die in den 1960er Jahren begann. Nach der Niederlage des Nationalsozialismus wollte man im Hinblick auf Ansprache und Taktik neue Wege gehen. Die Köpfe wandten sich von einer allein auf Parteien fokussierten Strategie ab und füllten den Begriff des Konservatismus neu: So ist für die meisten Anhängerinnen und Anhänger der Neuen Rechten der Nationalismus ein wichtiger Bestandteil. Sie richten sich gegen die „Westernisierung“ Deutschlands, denn sie gehen davon aus, dass das Nationalbewusstsein durch eine „Charakterwäsche“ der USA zerstört werde. Die Neue Rechte will Demokratisierungs- und Liberalisierungsprozesse bremsen und rückgängig machen. Das heißt, sie verteidigt Ungleichheit und legitimiert Rassismus oder Sexismus. Und das macht sie vielen Leuten schmackhaft.

Die Mehrheit der Neuen Rechten ist rechtsintellektuell und arbeitet in einer demokratischen Öffentlichkeit gegen diese. Teilweise spielen aber auch militante Gruppen eine Rolle, die durchaus politische Gewalt befürworten und unterstützen. Dennoch sind Neue Rechte in der Regel nicht diejenigen, die gewalttätig werden. Sie kümmern sich vielmehr um die Bewusstseinsarbeit – denn es braucht Kader, die Begriffe prägen und eine Ideologie so framen, dass sich damit Akzeptanz gewinnen lässt.

In Ihrer Dissertation geht es um das Verhältnis der Neuen Rechten zum Islam. Wie haben Sie das erforscht?

In meiner Dissertation befasste ich mich mit der zwischen 1970 und 2005 erschienenen Zeitschrift „Criticón“. Die Zeitschrift bezeichnete sich selbst als konservativ, versammelte dabei teilweise extrem rechte Stimmen. Ich untersuche Beiträge über den Islam und Länder, die muslimisch geprägt sind oder in Deutschland so wahrgenommen werden. Dabei schaue ich mir die jeweiligen Positionen, aber auch das größere ideologische Konzept an, in das die Artikel eingeflochten waren. Deswegen habe ich auch zu den prägenden Figuren recherchiert, die die Zeitschrift 1970 gründeten: Casper von Schrenck-Notzing und Armin Mohler. In der neurechten „Bibliothek des Konservatismus“ in der Berliner Fasanenstraße stellte man mir Teile des Nachlasses von Casper von Schrenck-Notzing zur Verfügung. Er kam aus einer Münchner Patrizier-Familie und war im Grunde Privatier mit einem schönen Haus am Starnberger See. Im Literaturarchiv Marbach erfuhr ich mehr über Armin Mohler, Hauptvertreter der Neuen Rechten, der 1950 zur sogenannten „Konservativen Revolution“ in der Weimarer Republik promoviert hatte und zeitweise Berater und Redenschreiber des CSU-Politikers Franz Josef Strauß war.



DR. JANA SCHOLZ



Matheus Hagedorny studierte Philosophie, Neuere Geschichte, Verfassungs-, Sozial und Wirtschaftsgeschichte in Bonn. Er promoviert beim Rechtsextremismus-Experten Prof. Dr. Gideon Botsch vom Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam und Prof. Dr. Lars Rensmann von der Universität Passau.





„Der große Austausch‘ ist ein zentrales Narrativ der Neuen Rechten und der AfD“, weiß Rechtsextremismus-Experte Matheus Hagedorny.

Was haben Sie herausgefunden – welches Verhältnis zum Islam zeichnet sich in „Criticón“ ab?

Im Grunde wurde hier die Frage nationaler Identität nach 1945 mitverhandelt. Dabei habe ich verschiedene Konjunkturen im Sprechen über den Islam ausgemacht. In den 1970er Jahren herrschte unter den Neuen Rechten die Idee vor, Deutschland werde kolonialisiert und beherrscht. Die Neue Rechte positionierte sich zwischen Ost und West, war dabei aber sehr ambivalent. In dieser Wahrnehmung zeigten autoritäre Staaten wie der Iran Modelle eines dritten Weges auf. Bis heute gibt es im Hinblick auf den Iran sehr unterschiedliche Positionen.

In den 1990er Jahren begann zudem Migration eine große Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Islam zu spielen. Damals wurde die Migration aus Südwestasien zunehmend als muslimisch wahrgenommen. Hier zeigt sich eine große Ambivalenz, die typisch für die Neue Rechte ist: Einerseits hieß es, der ursprüngliche Charakter des deutschen Volkes gehe nun verloren. Andererseits hielt man viele Einwanderer für viel „identi-

tätsstärker“ als die Bundesdeutschen. Es lässt sich also eine Mischung aus Ablehnung und Bewunderung beobachten. Erst in den frühen 2000er Jahren entstand eine klar antimuslimische Position. Rassismus gegen Einwanderinnen und Einwanderer gab es natürlich schon vorher, er war bis dahin aber kaum antiislamisch gelabelt gewesen.

Wie blickt die Neue Rechte heute auf den Islam?

Viele Rechte sagen, sie hätten kein Problem mit dem Islam, solange er woanders stattfindet. Geprägt ist dieses Verständnis von den historischen Bündnissen und militärischen Kooperationen zwischen Berlin und dem Osmanischen Reich seit dem 18. Jahrhundert. Die Nationalsozialisten machten proislamische Propaganda und kollaborierten mit bekannten muslimischen Politikern. Der Islam galt als Bündnispartner gegen die Westalliierten, die Sowjetunion, das Judentum und den Zionismus.

In rechtsintellektuellen Zirkeln gibt es deswegen heute Menschen, die sagen, gläubige Musli-

me seien ihnen näher als viele Deutsche. Einige gehen noch weiter: Sie meinen, dass man sich mit muslimischen Migrantinnen und Migranten arrangieren müsse, da diese das Land nicht mehr verlassen würden. Hier verbindet sich eine geopolitische Perspektive, wonach islamische Regimes und konservative islamische Länder Partner sein können, mit einer innerpolitischen: Einwanderer und Einheimische sollen nebeneinander existieren, sich aber nicht mischen. Ideologisch zeigen sich hier auch Verbindungen zur zweitgrößten rechtsextremen Organisation in Deutschland, den „Grauen Wölfen“. Diese Organisation wurde 1968 in der Türkei gegründet und von Franz Josef Strauß beim Aufbau in der Bundesrepublik unterstützt. Das „neue deutsche Volk“ könnte für manche auch autoritäre Muslime einschließen. So sieht es der rechtsextreme Autor Frederic Höfer in seinem Buch „Feindbild Islam als Sackgasse“, das innerhalb der Neuen Rechten die Islamkontroverse befeuert hat.

Außenpolitisch gibt es noch weniger Berührungspunkte: Der AfD-Kandidat für das Europäische Parlament Maximilian Krah freute sich darüber, dass die Taliban kurz nach dem Pride Month Afghanistan zurückeroberten und ein brutales Regime errichteten. Die AfD pflegt Kontakte zum Assad-Regime und zur Islamischen Republik Iran, die für die Flüchtlingsströme nach Europa mitverantwortlich sind. Inhaltlich gibt es Schnittmengen im Nationalismus, Antifeminismus und Antisemitismus. Das Proisraelische, das die Partei vor sich herträgt, schleift sich dann hier und da ab.

Es gibt einen Streit um den Umgang mit dem Islam. Aber Neue Rechte wollen sich immer vom liberalen Mainstream distanzieren. Sie wollen keinesfalls auf der Seite der LGBTQ+-Community stehen und den Islam im Namen liberaler Werte kritisieren.

Wie nah sind sich AfD und Neue Rechte?

Sie sind nicht identisch, aber die personellen und intellektuellen Beziehungen sind eng. Knotenpunkte der Neuen Rechten sind die Zeitschrift „Sezession“, die Zeitung „Junge Freiheit“, die Bibliothek des Konservatismus sowie das vor Kurzem aufgelöste Institut für Staatspolitik. Und sie alle sind gleichzeitig die Denkfabriken und Diskussionsforen der AfD geworden. Die Partei ist von der Neuen Rechten mit Ideen und Personal versorgt worden. Viele, die im Institut für Staatspolitik Seminare organisiert oder besucht haben, arbei-

ten heute für die AfD im Bundestag. Lange Zeit werkten die Neuen Rechten eher am Rand vor sich hin, aber mit einem finanzstarken Parteiapparat können sie ihre Ideen zu Politik machen. Auch eine Regierungsbeteiligung ist in Reichweite – aus einer politischen Subkultur ist ein Teil der politischen Kultur geworden.

Viele Menschen haben dieses Jahr zum ersten Mal von dem Begriff „Remigration“ gehört. Können Sie ihn einordnen?

„Der große Austausch“ ist ein zentrales Narrativ der Neuen Rechten und der AfD. Dieser Migrationsverschwörungstheorie zufolge soll die weiße Bevölkerung in Europa ausgetauscht werden. Liberale Eliten – das „Regenbogenimperium“ – lenken demnach Migrationsströme in die EU und ersetzen die ursprüngliche Bevölkerung. Die Wendung geht auf den französischen Autoren Renaud Camus zurück, Vordenker der Identitären Bewegung. „Remigration“ ist die gewaltsame Antwort auf diesen vermeintlichen Austausch. Dabei heißt es aus rechten Kreisen oftmals: „Wir sind für Differenz und kulturelle Vielfalt, aber zwischen den Nationen und nicht innerhalb eines Landes.“ Vielmehr ginge es ihnen um „Ethnopluralismus“, was nach friedlichem Multikulturalismus klingt, aber ein Code für globale Apartheid und rassistische Massenvertreibung ist. Demokratisch denkende Menschen müssen sich angesichts solcher Diskurs-Piraterien fragen, ob ihre Begrifflichkeiten scharf genug sind. Konzepte wie Pluralismus und Diversität sind leicht von rechts zu kapern.

Was ist von den Neuen Rechten in Zukunft zu erwarten?

Eine Menge Schaden auf Kosten anderer. Es ist möglich, dass die AfD und die Neue Rechte weiterhin die in Potsdam diskutierte Maximalstrategie der ethnischen Säuberung verfolgt. Möglich ist auch, dass das rechte Lager verstärkt auf rechte postmigrantische Milieus zugeht, darunter konservative und rechtsnationalistische Muslime. Denkbar ist außerdem eine weitere Annäherung an den Iran, Russland und China. Das noch vor einigen Jahren beschworene christliche „Abendland“ wird wohl eher keine zentrale Rolle spielen: Die meisten Neuen Rechten wissen, dass man eine deutsche nationalistische Gemeinschaft nicht allein auf dem Christentum aufbauen kann.

”

Neue Rechte wollen sich immer vom liberalen Mainstream distanzieren. Sie wollen keinesfalls auf der Seite der LGBTQ+-Community stehen und den Islam im Namen liberaler Werte kritisieren.



Es war einmal ...

35 Jahre Mauerfall



Marcia C. Schenck,
Professorin für Globalgeschichte

Als ich mit zurückgekehrten, ehemaligen angolanischen und mosambikanischen VertragsarbeiterInnen in der DDR über den Mauerfall sprach, fielen mir vor allem ihre differenzierten Perspektiven auf. Sie thematisierten nicht nur die Begeisterung über die Öffnung der innerdeutschen Grenze im Herbst 1989, sondern ließen zugleich ihre eigenen Sorgen um Rückführung und rassistische Erfahrungen mitschwingen. Sie erinnerten sich gleichzeitig an die Freude, die sie für ihre deutschen KollegInnen und FreundInnen empfanden, und an die eigene Angst. Es war diese Angst vor verbalen und tätlichen Angriffen, die viele von ihnen davon abhielt, sich am 9. November unter die Neugierigen zu mischen, die euphorisch in den Westen strömten.

Die rassistische Gewalt zu diesem Zeitpunkt war nicht etwa unsichtbar, sondern ist gut doku-

mentiert. Nur wurde diese Perspektive der Erinnerung auf den Mauerfall lange aus dem hegemonialen Narrativ herausgehalten. Wir waren zu beschäftigt damit, das Ereignis als Ende des Kalten Krieges zu lesen und einen Sieg des Westens über den Ostblock zu deklarieren. Es gibt wenige, die das Ende von vier Jahrzehnten Blockkonfrontation bedauern, doch ist es an der Zeit, den einjährigen Prozess, der zur Auflösung der DDR und zum Anschluss von fünf neuen Bundesländern an die Bundesrepublik führte, nicht nur aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft zu betrachten. Wir brauchen eine Geschichtsschreibung, die sich den Perspektiven von MigrantInnen, Geflüchteten und Asylsuchenden, internationalen Studierenden, VertragsarbeiterInnen, religiösen Minderheiten und all jenen widmet, die nicht zur nationalen Gemeinschaft gezählt wurden, und in diesem Sinne sowohl den Mauerfall als auch den Wiedervereinigungsprozess neu auszuleuchten.

Roland Verwiebe, Professor für Sozialstrukturanalyse und Soziale Ungleichheit

Die zweite Hälfte der 1980er Jahre war in der DDR eine bleierne Zeit. Die Menschen in meinem Umfeld gingen jeden Tag zur Arbeit, in die Schulen und Universitäten des Landes. Wir führten kein Leben im materiellen Überfluss. Ich war damals Werkzeugmacher-Lehrling bei NARVA, einem Berliner Glühlampenhersteller an der Warschauer Straße. Beziehungen, die Liebe waren wichtig, Freundschaften hatten einen enormen Stellenwert. Kaum jemand hatte ein Telefon. Wollte man jemanden besuchen, fuhr man zu ihm nach Hause. Wenn der Freund oder die Freundin nicht da waren, schrieb man einen Zettel und hängte diesen an die Wohnungstür. Ich ging meist in eine Kneipe und wartete dort, um nach ein oder zwei Stunden erneut einen Versuch zu starten. Unser Lehrlingsgehalt gaben wir für Bier und Konzerte aus, hörten Black Sabbath, Motörhead, Trio, Nena, die Neue Deutsche Welle, Bruce Springsteen, Prince, UK Subs, Max Goldt. Aber unsere Helden waren Feeling B, die Skeptiker, Sandow.

Im Mai 1989 hatte die SED die Wahlen gefälscht. Wir wussten das schon am nächsten Tag in unserer Lehrlingsklasse, da einige von uns in der „Kirche von Unten“ aktiv waren. Ab da haben wir die systemtreuen Lehrer, die FDJ-Kader und die Schulleitung eigentlich nicht mehr ernst genommen. Im Sommer gingen dann die Leute massenhaft über Ungarn in den Westen. Im September 1989 gründete sich das Neue Forum und war sofort in aller Munde. Überall gab es nun Demonstrationen gegen die Regierung. Es würde mit dem Land so nicht weitergehen können. Gleichzeitig wussten wir nicht, ob die SED,

wie auf dem Tian'anmen Platz in Peking, mit der Armee gewaltsam gegen die Menschen vorgehen würde. Der Mauerfall im November 1989 war dann eine Explosion der Möglichkeiten, zumindest für unsere Altersgruppe. Eine neue Freiheit im Denken, im Zugang zu Bildung und Wissen. Das ist das stärkste und positivste Moment, das ich aus den Wochen nach dem Mauerfall erinnere.

Der Rest ist Geschichte, im Sommer 1990 folgte die Währungsunion und im Herbst die Wiedervereinigung. Die Euphorie von 1989 verflog dann schnell. Massenarbeitslosigkeit prägte den Alltag in den neuen Bundesländern. Allein bis 1991 verloren 2,5 Millionen Menschen ihre Arbeit, auch in meiner Familie. In der industriellen Fertigung gingen zwei Drittel der Jobs verloren. Frühverrentungen, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurden zum neuen Standard, die Geburtenrate brach komplett ein. Gleichzeitig wurden die Spitzenpositionen komplett ausgetauscht: Richter, Professoren, Betriebsleiter, Sparkassendirektoren, leitende Beamte, Politiker etc. kamen fortan aus dem Westen. Aufgrund der wirtschaftlichen Misere wanderten bis zu drei Millionen Menschen aus den neuen in die alten Bundesländer ab. Ab 2005 sank dann die Arbeitslosigkeit im Osten und ein wirtschaftlicher Aufholprozess startete, der ohne die Solidarität aus den alten Bundesländern und massive Transferzahlungen undenkbar gewesen wäre. Wirken die negativen Erfahrungen, Marginalisierungen und biografischen Brüche der 15 bis 20 Jahre nach der Wende bis heute nach, werden sie innerhalb von Familien weitergeben? Es spricht einiges dafür. Aber der Osten ist nicht homogen, es gibt viele Erfolge in der Bildung, auf dem Arbeitsmarkt und für sehr viele Menschen höhere Realeinkommen und mehr Lebensqualität als in den Generationen davor.



ZWISCHEN SCHÜTTELKOLBEN UND PETRISCHALEN



DR. STEFANIE MIKULLA

„Ich liebe meine Amöben, weil sie uns ähnlicher sind, als man meinen würde“, sagt Kirsten Sachse. Amöben sind soziale einzellige Organismen mit einem Durchmesser von etwa zehn Mikrometer, die sich durch Umformen ihrer Körperzelle vorwärtsbewegen können. Genau wie wir brauchen sie den Kontakt zu ihren Artgenossen, um sich gut zu entwickeln, und ohne Futter geht gar nichts. Man findet sie in Feuchtgebieten wie beispielsweise im Waldboden. Kirsten Sachse ist Laborantin in der Arbeitsgruppe Biologische Physik von Prof. Carsten Beta. Im Labor bereitet sie Experimente mit den Einzellern vor. Dabei dreht sich alles um die Frage, ob sich eine fusionierte Zelle aus vielen Amöben wie ein eigenständiges Lebewesen fortbewegen kann.



6:30 UHR

Über Nacht sind die Amöben bereits in Zellkulturflaschen gewachsen. Kirsten Sachse bereitet sie nun für das Laser-Scanning-Mikroskop (LSM) vor, wäscht sie aus den Flaschen aus und gibt sie „zum Hungern“ in eine nährstofffreie Lösung.



7:00 UHR

Kirsten Sachse betreut im Labor den Versuch eines Bachelorstudenten der Physik, der für sein Projekt herausfinden möchte, welche Rolle die Form der Amöbe für ihre Fortbewegung spielt. „Ich unterstütze sowohl Bachelor- und Masterstudierende als auch Promovierende und Postdocs der Arbeitsgruppe von Prof. Beta bei ihren Experimenten“, sagt sie.



8:00 UHR

Das LSM wird angeschaltet und der dazugehörige Rechner hochgefahren, damit die einzelnen Komponenten des Messgeräts erkannt werden können und der Laser Zeit hat warmzulaufen. In der Zwischenzeit werden Laborarbeiten wie das Sterilisieren und Stecken von Pipettenspitzen erledigt.



10:00 UHR

Anruf beim Dezernat für Bau- und Facilitymanagement – es herrscht ein Unterdruck im Labor, sodass sich die Tür nur sehr schwer öffnen lässt. Die Kollegin kümmert sich umgehend darum, denn im Gefahrenfall muss man das Labor schnell verlassen können. Danach ein Kaffee mit extra viel Milchschaum: „So viel Zeit muss sein“, sagt Kirsten Sachse. Anschließend erledigt sie im Büro Bestellungen, dazu gehört vor allem das Beschaffen des neuen Zellmikroskops.



10:30 UHR

Für einen Versuch am nächsten Tag gilt es, neue Zellen vorzubereiten: Dazu werden sie aus der Zellkulturflasche abgeklopft, mit einer Pipette vom Boden gelöst und in einen Inkubationsschüttler überführt. Bei



Foto: © Kevin Ryl



einer konstanten Temperatur von 21 Grad Celsius werden die Zellen mit einer Nährlösung sowie einem Antibiotikum versetzt und eine ganze Nacht „durchgeschüttelt“. „Dabei wachsen nur genetisch veränderte Zellen, die später bei Laseranregung leuchten“, erklärt die Laborantin. „Das Antibiotikum sorgt dafür, dass die genveränderten Zellen weiter kultiviert werden, während die nicht-genveränderten absterben.“

genveränderten Strukturen in den fusionierten Zellen an, sodass man ihre Bewegungen beobachten kann. Aus den Beobachtungen können später theoretische Modelle der Zellbewegung erstellt werden.



11:00 UHR

Die ausgehungerten Zellen vom ersten Arbeitsschritt sind inzwischen zusammengeklumpt, um Sporen zu bilden – das tun sie bei ungünstigen Umweltbedingungen. Es ist ein Überlebensmechanismus, mit dem die Amöben auf Nährstoffmangel oder extreme Temperaturen reagieren. Sobald die Amöben zusammengeklumpt sind, werden sie mit einer Saugpipette geerntet, in eine Küvette gegeben und mit einem Stromimpuls zu einer großen Zelle fusioniert.



13:30 UHR

In der Mittagspause genießt Kirsten Sachse eine leichte Mahlzeit, zum Beispiel einen Proteinshake oder ein Müsli. Danach stehen Aufräum- und Routinearbeiten im Labor an, unter anderem das Gießen von Agar-Platten in Petrischalen. Auf der aus Algen gefertigten Gelatine lassen sich die Sporen züchten und Bakterien gut kultivieren.



15:00 UHR

Normalerweise schaut nun der Feierabend um die Ecke. Da sich Kirsten Sachse aber ehrenamtlich beim Gesamtpersonalrat und seit 2012 als Vertrauensperson am Standort Golm engagiert, wird es auch mal später. „Eine Herzensangelegenheit ist mir die Beteiligung am Inklusionscafé für Beschäftigte mit Beeinträchtigungen oder Erkrankungen.“



11:30 UHR

Kirsten Sachse startet die Messungen am LSM. Das Laserlicht regt die





RAUM FÜR KREATIVE LÖSUNGEN

In der Mathematik-Forscherwerkstatt fördern angehende
Grundschullehrkräfte begabte Dritt- und Viertklässler

Xaver und Rozalia beugen sich über einen großen weißen Papierbogen voller Quadrate. Ernst und ohne sich von der langen Aufgabenliste stressen zu lassen, diskutieren sie, wie viele Gehege der Zoo, den sie da einzeichnen sollen, benötigt. „Sechs“, ruft Xaver, 4. Klasse: „In Berlin gibt es im Zoo sicher 20 Gehege, da kann man fünf Stunden verweilen.“ Auch damit, dass das Aquarium einen „prachtvollen Eingang“ bekommt, ist Rozalia, eine Drittklässlerin mit Brille, geflochtenem Zopf und rosa-weiß-kariertem Kleid, einverstanden. „Ich würde auf jeden Fall auch einen Löwen nehmen“, sagt sie mit Nachdruck.

Die beiden besuchen die Mathe-Forscherwerkstatt, die im Sommersemester 2024 zum ersten Mal stattfindet. Jeden zweiten Donnerstagnachmittag treffen sich rund 15 Schülerinnen und Schüler, um unter Anleitung zukünftiger Grundschullehrkräfte außerhalb des Unterrichts zu rechnen. Der Raum auf dem Campus Golm ist hell, die Lautstärke beträchtlich. Zu zweit oder dritt knobeln die Kinder an fünf Tischen parallel an Lösungen, sie knien auf gelben, roten und blauen Stühlen und arbeiten mit dicken Filzstiften.

Hochbegabungen fallen häufig unter den Tisch

Luisa Wagner, die die Werkstatt anleitet, geht von Tisch zu Tisch und beobachtet die Fortschritte. Die promovierte Erziehungswissenschaftlerin arbeitet an der Uni Potsdam in der Inklusionspädagogik, Förderschwerpunkt Lernen. Die Idee, das Seminar „Hochbegabung erkennen und fördern“ anzubieten, bekam sie in Berlin, als sie dort Grundschullehramt studierte und ein ähnliches Angebot kennenlernte – für sie ein Aha-Moment: „Selten ist man mit so vielen leistungsstarken Kindern gleichzeitig zusammen.“ In der Inklusionspädagogik werde vor allem auf Kinder mit Förderbedarf geschaut, Hochbegabte spielten kaum eine Rolle, kritisiert sie.

Um das zu ändern, verteilte Luisa Wagner einen Flyer an Potsdamer Grundschulen und Hochbegabten-Vereine, mit dem sie zur Forscherwerkstatt einlud. Das Angebot stieß auf großes Interesse, selbst eine Mutter aus Berlin brachte ihren Sohn alle zwei Wochen nach Potsdam. „In Berlin gibt es wenig Angebote für Hochbegabte“, erzählt diese, als sie Christian bringt. „Er hat eine Klasse übersprungen, ist jetzt in der dritten und langweilt sich schon wieder.“

Aufgefallen war die Hochbegabung des Achtjährigen bereits in der Kita. Auch die Lehrerin in der ersten Klasse wurde hellhörig und schickte den Jungen nach dem sogenannten Drehtürmodell in die nächsthöhere Klasse. Aber erst die Forscherwerkstatt fordere ihren Sohn richtig heraus: „Wenn Christian von der Schule nach Hause kommt, setzt er sich vier Stunden lang in seinen Sitzsack. Nach der Forscherwerkstatt hört er nicht auf zu erzählen. Sein Gehirn ist aktiviert.“

Christian fühlt sich mit Noah-Jonathan in der Zweier-Gruppe sichtlich wohl. Während er das Wort führt und der andere eher schweigsam das Blatt bearbeitet, treffen sie schnelle Entscheidungen: „Unser Zoo heißt 64“, „...weil wir sechs Gehege haben“, ergänzt Noah, „...und nur vier Tage geöffnet“, ruft Christian. Vor Zahlen hat er keine Angst. Bei einem Mathe-Wettbewerb habe er im Millionenbereich multipliziert, erzählen sich die angehenden Lehrkräfte.



**ISABEL FANNRICH-
LAUTENSCHLÄGER**

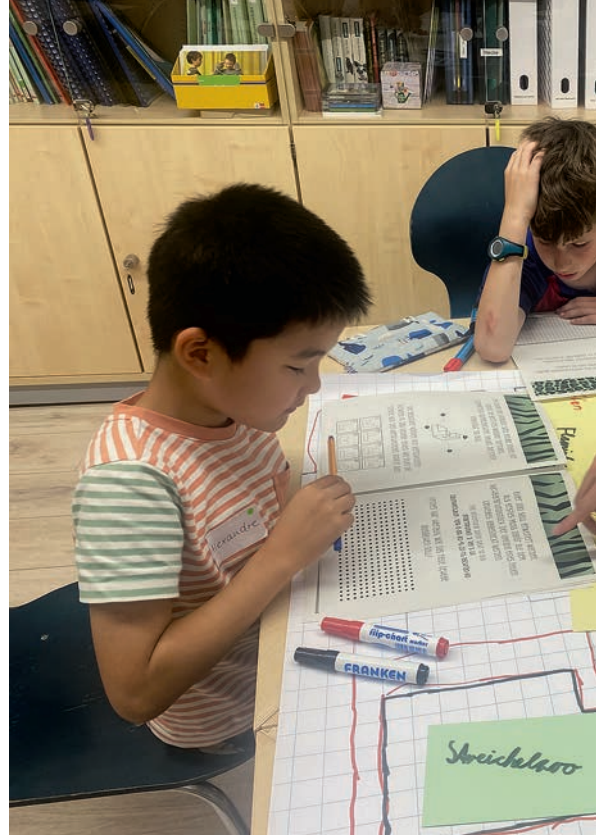


Luisa Wagner
studierte
Grundschulpädagogik und
Deutsch in Berlin. Sie ist
seit 2015 Wissenschaftliche
Mitarbeiterin an
der Professur für
Inklusionspädagogik an der
Universität Potsdam.





Aufgabe in der Forscherwerkstatt ist es heute, gemeinsam einen Zoo zu planen.



Für Hochbegabung gibt es keine klare Definition

Hochbegabung gibt es zwar bereits als Modul in der Lehrkräfteausbildung. Sie werde dort aber eher theoretisch abgehandelt und ohne Kinder einzubeziehen, betont Luisa Wagner. Nach wie vor lasse sie sich nur schwer definieren: „Ist man hochbegabt, wenn man einen Intelligenzquotienten ab 120 hat, oder wenn man besonders kreativ ist? Ist Hochbegabung angeboren wie beim Wunderkind Mozart oder muss sie von Elternhaus und Schule gefördert werden?“ Häufig fallen diese Kinder in der Schule nicht auf, sie langweilen sich im Unterricht, ziehen sich zurück oder drehen auf.

Dass Hochbegabte brillante Denker sind, die im Alltag nicht klarkommen und irgendwie schräg drauf sind, gegen dieses Vorurteil wendet sich das Bundesforschungsministerium in seiner Broschüre „Begabte Kinder erkennen und fördern“. Eine Vielzahl wissenschaftlicher Studien belege, dass es sich um eine heterogene Gruppe handelt, die sozial und emotional keine besonderen Probleme haben: „Wenn man von ihren hohen (kognitiven) Fähigkeiten und damit zusammenhängenden Merkmalen einmal absieht, unterscheiden sie sich kaum von anderen

Menschen. Natürlich haben auch Hochbegabte Probleme – aber nicht mehr als alle anderen auch; und schon gar nicht ist die hohe Begabung die direkte Ursache für Probleme. Im Gegenteil – sie ist eine Ressource, um die Anforderungen des Lebens gut zu bewältigen.“

In der Forscherwerkstatt steht das gemeinsame Lösen von Aufgaben im Vordergrund. Soziales Lernen ist für die Sozialkompetenz wichtig, so das Credo. Und die Aufgaben, die Luisa Wagner erarbeitet hat, sind knifflig: Es geht nicht nur darum, nach verschiedenen Vorgaben einen Zoo mit Tiergehegen, Mauern und Wegen zu skizzieren. Auch Textaufgaben sind zu lösen, die Wege, die ein Tierpfleger zu Fuß oder mit dem Rad zurücklegt, zu berechnen, und auch der Code eines Zahlenschlosses muss geknackt werden.

Acht Studierende sind an diesem letzten Nachmittag der Werkstatt vor den Semesterferien mit dabei. Sie beschäftigen sich allein, zu zweit oder dritt mit einer Gruppe, hören zu, geben Anregungen. Marc Tanneberger studiert Deutsch und Mathe für das Grundschullehramt: „Es gibt sonst wenig Praxis-Seminare, in denen man mit Kindern arbeiten kann“, hebt er hervor. Den langen Diskussionen zwischen Xaver und Rozalia, welche Tiere in welches Gehege sollen, hört er gelassen zu.

Aufmerksamkeit für das Potenzial in Kindern wecken

„Mein Ziel war, den Studierenden zu zeigen, wie viel Potenzial in den Kindern schlummert“, sagt

1 **Zur Mathematik-Forscherwerkstatt**



Luisa Wagner. Anders als in der Schule, wo es um multiplizieren, dividieren und Sachaufgaben geht, wird hier auch mit großen Zahlen gerechnet: „Das begeistert Kinder, wenn es riesig wird“, sagt die Pädagogin. Sie will Ideen dafür vermitteln, wie Aufgaben im Schulunterricht für Kinder mit Hochbegabung angepasst werden können, damit diese sich nicht langweilen. „Die Lehrenden stehen später vor einer Klasse mit 25 Kindern, fünf davon haben einen Förderschwerpunkt, vier sind leistungsstark, der Rest steht dazwischen.“ Damit müsse man umgehen können.

Am Ende stellen die Kinder ihre Zoos vor. „Unserer heißt Zoo Golm“, erklärt Xaver, „und er hat etwas Besonderes. Denn ein Kästchen auf

dem Papier ist ein Hektar, also diese kleine Linie wäre ein Kilometer. Damit man nicht so viel laufen muss, gibt es ein Busliniennetz.“ Das Zweier-Team aus Xaver und Rozalia habe sich mehr mit der kreativen Gestaltung als mit mathematischen Aufgaben beschäftigt, berichtet Lehramtsstudent Marc Tanneberger bei der anschließenden Besprechung. Das sei „faszinierend und herausfordernd zugleich“ gewesen, weil die Größe jedes Geheges zur Debatte stand.

Die Studierenden erlebten bei den sieben Terminen, so ihr Resümee, einige Überraschungen: „Wir haben einem Drittklässler schriftliches Multiplizieren beigebracht – und er hat das im Millionenbereich selbstständig gemacht“, so eine angehende Mathe-Lehrerin. „Das war sehr beeindruckend.“ Die Kinder könnten nicht nur besonders gut rechnen: „Sie können sich Dinge wie die Erdkrümmung auch besser vorstellen und begründen.“

„Ich bin leider in der vierten Klasse und kann nach den Ferien nicht mehr kommen“, sagt Xaver noch beim Abschied. Sollte es einen freien Platz geben, werde sie seiner Mutter Bescheid geben, verspricht Luisa Wagner. Und ruft den Kindern zu: „Ihr könnt am Strand weiter knobeln!“

➤ Weitere Informationen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung:

„Begabte Kinder finden und fördern – ein Wegweiser für Eltern, Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer“



Fotos: © Dr. Jana Scholz (2)



Angehende Lehrkräfte unterstützen die Kinder dabei.





Antonia Pydde (l.) und Paula Gilka.

Studieren mit Starthilfe

Mehr als 600 Universitätsstipendien hat die UP in den vergangenen Jahren vergeben, und es werden ständig mehr



MORITZ JACOBI

Jeden Tag studieren, auch an Wochenenden: Für Paula Gilka ist das die Realität. Die Potsdamerin studiert begleitend zum deutschen Jura-Studium auch französisches Recht. Am Ende winken der Bachelor of Laws (LL.B), das Staatsexamen und die französische Licence en Droit. Ein von der Deutsch-Französischen Hochschule geförderter Studiengang an der Universität Potsdam macht es möglich.

Nebenbei jobben? „Das ginge bei mir kaum“, sagt die 20-Jährige, die bereits in der Schulzeit am Voltaire-Programm des deutsch-französischen Jugendwerks teilgenommen hat. „Der doppelte Abschluss bedeutet auch ein doppeltes Lernpensum, man lebt gewissermaßen nach zwei Studi-

enplänen.“ Einen Teil des Studiums absolviert sie an der Université Paris Nanterre.

Finanzielle Sicherheit bieten ihr zwei Auslandsstipendien und das Universitätsstipendium der UP, das sie mit monatlich 300 Euro unterstützt. Beworben hat sie sich dafür bereits unmittelbar nach dem Abitur parallel zur Bewerbung für den Studiengang. Das Geld stammt zur Hälfte aus dem Deutschlandstipendienprogramm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

Student, Alumnus, Förderer

Die andere Hälfte kommt aus dem 300 Kilometer entfernten Buxtehude von Stefan Groth. Seit rund zehn Jahren unterstützt der Steuerfach-

mann über das Potsdamer Universitätsstipendium junge Akademiker. Groth selbst nahm 2012 an der UP seinen Master of Laws (LL.M) auf – berufsbegleitend. Wochentags optimierte der diplomierte Kaufmann die Zahlenwerke seiner Mandanten. „Am Freitag bin ich zum Studieren nach Potsdam gefahren und am Montag ging es wieder zurück.“

Der Steuerberater erlebt es als Bereicherung, dass er in der Mitte seines Berufslebens nochmals studiert hat. Fachlich, weil ihm die erworbenen Kenntnisse – etwa im Bereich des Steuer- und Wirtschaftsrechts – heute unmittelbar im Job zugutekommen. Aber auch persönlich, wie er sagt. „Man studiert ganz anders, wenn man weiß, dass man es nicht zwingend für einen Start ins Berufsleben benötigt“, sagt Stefan Groth.

Seiner privilegierten Position war sich der Partner einer Steuerberatungsgesellschaft auch damals schon bewusst. Denn die Bologna-Reform hatte viele Studienfächer gehörig umgekrempelt. „Den damals eingeführten Bachelor habe ich im Vergleich zu meinem früheren Diplomstudium als sehr viel verschulter wahrgenommen“, sagt Stefan Groth. „Mit viel Stoff in relativ kurzer Zeit.“

Groth erkannte, dass Vollzeitstudierende, insbesondere in lernintensiven Fachrichtungen, mit Einführung des neuen Systems weniger Möglichkeiten haben, neben dem Studium zu jobben. Er erfuhr von der Option, andere Studierende zu fördern, und entschied sich zu helfen.

„Wir Steuerberater sind keine notleidende Berufsgruppe, also habe ich mir damals gesagt: Mach doch mal was!“ Und er machte: Noch als

Master-Student kofinanzierte er im Wintersemester 2014/15 aus eigener Tasche ein erstes Deutschlandstipendium. Inzwischen unterstützt Stefan Groth auf diese Weise dauerhaft drei Studierende an der Uni Potsdam.

Stipendium belohnt schulische Leistungen und soziales Engagement

Einen Einfluss auf deren Studienschwerpunkte oder den akademischen Werdegang hat er dabei nicht. „Ich sehe mich in der völkerrechtlichen Richtung, im Bereich der EU oder bei den Vereinten Nationen“, sagt etwa Antonia Pydde, die ebenfalls von Stefan Groth gefördert wird. Die 21-Jährige aus dem brandenburgischen Ketzin pendelt zum Studieren knapp eine Stunde nach Potsdam und hat ihr Ziel – das Staatsexamen sowie den integrierten Bachelor – klar vor Augen.

Dank hervorragender schulischer Leistungen, aber auch dank ihres außerschulischen Engagements konnte die angehende Juristin die Stipendien-Vergabestelle von sich überzeugen. Chemie- und Mathe-Olympiade, Jugend debattiert, Einser-Abi: Bei der Bewerbung um ein Stipendium zahlen sich solche Qualitäten aus.

Um sich ihr Leben selbstständig zu finanzieren, jobbt Antonia Pydde am Lehrstuhl für Europa- und Völkerrecht sowie als Bürokräftin im väterlichen Handwerksbetrieb. Für einige Semester hat sie außerdem in einem Supermarkt gearbeitet. „Dank des Stipendiums konnte ich diesen Job kündigen und mich mehr auf das Studium konzentrieren“, sagt sie. „Es spornt zusätzlich an, weil ich zeigen möchte, dass ich das Stipendium auch verdient habe.“

Es sei auch volkswirtschaftlich gesehen sinnvoller, wenn Studierende mithilfe eines Stipendiums schneller zum Abschluss gelangten, sagt Stephan Groth. In der Steuer- und Unternehmensberatung seien gerade Juristen bestens aufgehoben. „Es ist ein spannendes Berufsfeld. Man betreut Unternehmen und sieht, wie und womit sie ihr Geld verdienen“, so der 51-Jährige. „Man pflegt enge Kontakte zu Mandanten, lernt verschiedene Branchen kennen und kann mit soliden Einstiegsgehältern rechnen.“

Mit seiner Starthilfe für den akademischen Nachwuchs an der UP steht der Hanseat in einer Reihe mit anderen Privatpersonen, aber auch institutionellen Förderern wie SAP, Volkswagen oder Deutsche Bahn. „Es war aber nie mein Ziel, so ein Stipendium für unser eigenes Recruiting zu nutzen“, sagt Groth. „Für mich überwiegt das altruistische Motiv.“



Stefan Groth
ist Alumnus der Universität
Potsdam und fördert
heute Studierende der
Rechtswissenschaft.

1 Spender*innen finanzieren mit 1.800 Euro bereits ein Jahresstipendium. Werden fünf oder mehr Stipendiat*innen gefördert, ist zudem eine passgenaue Auswahl von Empfängern möglich, etwa nach Fachrichtungen.

➤ Mehr Infos und Kontakt:

Marianna Bähnisch,
0331 977 153073
stipendium@uni-potsdam.de



Wir Steuerberater sind keine notleidende Berufsgruppe, also habe ich mir damals gesagt: Mach doch mal was!

ALLES TOTAL GESUND?



MORITZ JACOBI



Frederike Offizier
ist Wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Professur für Amerikanische
Literatur und Kultur an der
Universität Potsdam.

Frühdiagnostik, Gentests, Selbstüberwachung: Der Begriff der Biosicherheit bezeichnet in den Wissenschaften längst nicht mehr nur die Eindämmung von Krankheitserregern und giftigen Substanzen. Die ständige Sorge um die eigene Gesundheit erzeugt neue gesellschaftliche Narrative und Identitäten, sagt die Potsdamer Amerikanistin Dr. Frederike Offizier.

Ein Mensch des 17. oder 18. Jahrhunderts würde sich die Augen reiben angesichts einer Gesundheitsbranche, in der selbst Menschen, denen nichts fehlt, beim Arzt vorstellig werden. Dass wir gesundheitliche Vorsorge, engmaschige ärztliche Kontrolle und unbedingte Gesunderhaltung als ganz selbstverständlich betrachten, gilt Soziologen und Kulturwissenschaftlerinnen als Ausdruck einer tiefgreifenden Biomedikalisierung der Gesellschaft.

Ein Prozess, der uns biologisches Wissen und die klinische Brille in Fleisch und Blut übergehen lässt – die pandemischen Ausnahmezustände haben das eindrucksvoll gezeigt. „Zugleich

bezeichnet Biomedikalisierung die Möglichkeit, den Körper zu verändern, sollte er der ‚gesunden‘ Norm nicht entsprechen“, erläutert Frederike Offizier, die am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Uni Potsdam lehrt und forscht.

„Im Englischen gibt es in diesem Zusammenhang den Begriff der bioliteracy: das Gebildetsein in einem biologischen Kontext“, so die Wissenschaftlerin. „Nur, dass wir in unserer biomedikalisierten Welt eben nicht mehr unbedingt selbst dazu fähig sind, unsere Körper zu lesen. Wenn es um Krankheiten und medizinische Eingriffe geht, dann sind es vielmehr genetische Tests und Vorsorgeuntersuchungen, die uns unsere Risiken voraussagen sollen.“

Gesundheit als prekärer Zustand

Die Amerikanistin hat zum Thema Biosicherheit im Schnittpunkt von Gesundheit, Sicherheit und Identität in Nordamerika promoviert. Seit vielen Jahren befasst sie sich mit den kulturellen und gesellschaftlichen Ausprägungen von biologischem Denken. Von der Pränataldiagnostik über neuartige Bluttests zur Früherkennung einer bevorstehenden Demenz bis hin zum genetischen Nachweis eines erhöhten Krebsrisikos: Der molekulare Blick auf bestimmte Krankheiten verschiebt den Fokus vom real erlebten Leiden hin zum Risiko für eine künftige Erkrankung.

„Nicht nur nehmen wir selbstverständlich an, dass wir alle gesund bleiben und alt werden sollten, was früher äußerst selten war“, so die Kulturwissenschaftlerin. „Sondern auch, dass wir Krankheiten schon bekämpfen müssen, bevor sie überhaupt ausbrechen.“ Entsprechend verlagere sich mit dem Wissen um das eigene Krankheitsrisiko auch die Selbstwahrnehmung der Betroffenen mehr und mehr in den Schatten, den die Krankheit bereits vorauswirft.

Minority Report lässt grüßen

Dass sich etwa Frauen mit erhöhtem Brustkrebsrisiko vorsorglich beide Brüste amputieren lassen, um eine Krankheit zu überleben, die erst ausbrechen droht, hätte noch in den 1980er Jahren als Stoff für Science-Fiction à la Philip K. Dick erhalten können. Seitdem haben sich Gentests in der Diagnostik etabliert, prominente Hochrisiko-Patientinnen wie Angelina Jolie sind mit ihrer genetischen Prädisposition in die Öffentlichkeit gegangen und haben sich medienwirksam als Fürsprecherinnen eines „antizipatorischen Überlebens“ hervorgetan.

Parallel dazu stieg der Anteil der vorsorglichen beidseitigen Mastektomien in den USA zwischen 1998 und 2011 von 2 auf über 12 Prozent der Gesamtgruppe. Der technologische Fortschritt, aber auch das Narrativ vom selbstbestimmten Kampf gegen das eigene Damoklesschwert haben die gesellschaftliche Wahrnehmung dieser Krankheit stark verändert.

Ihre bewusste Entscheidung für die prophylaktische Entfernung (noch) gesunder Körperteile macht Jolie im englischen Sprachgebrauch zur sogenannten *previvor*. „Es bezeichnet ein Vorüberleben, und zwar nicht das Überleben einer Krankheit, sondern die Überwindung des Risikos, daran zu erkranken“, sagt Frederike Offizier. „Es wird in den US-Medien gleichermaßen als heroischer Kampf und Akt der Selbstermächtigung beschrieben.“ Einer Selbstermächtigung, die in den USA freilich das Privileg einer zahlungsfähigen und gebildeten Klasse bleibt.

Vom göttlichen Omen zu Fitbit & Co.

Und wie steht es um die Biosicherheit bei unszulande? Seit das Wissen um die Risikofaktoren für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und andere Volksleiden zum kleinen ABC des informierten Individuums gehören, hat die bedingungslose Gesunderhaltung auch als Lifestyle ihr plausib-

les Narrativ. Der Fitness-Tracker am Handgelenk und die Schrittzähler-App fürs Smartphone sind typische Accessoires dieser Zeit. Erst die gesammelten Daten bringen der ums körperliche Heil besorgten Seele die Gewissheit, optimal gegessen oder ausreichend geschlafen zu haben. Dabei sind es zumeist kerngesunde Menschen, die morgens durch Berichte über ihre Schlafqualität scrollen oder am Abend unvermittelt anfangen, auf der Stelle zu trippeln, um ihr tägliches Soll an Bewegung nicht zu verfehlen, damit bloß nicht ... ja, was eigentlich?

Die ständige Selbstüberwachung entspringt dem individuellen Wunsch nach Selbstoptimierung mindestens ebenso wie dem Misstrauen gegen den eigenen Körper. Ein bisweilen obsessives Projekt, das an christlich-fromme Bewegungen erinnert, sagt Dr. Frederike Offizier. „Es hat etwas Puritanisches, sich fortlaufend selbst zu kontrollieren und sich immer wieder einer Erlösung zu versichern, derer man sich prinzipiell doch nie sicher sein kann“, sagt die Wissenschaftlerin. „Die andere Parallele zu den Puritanern ist das ständige Suchen nach Zeichen, die es zu lesen und zu deuten gilt. Es muss von außen bewiesen werden, dass wir einer Gefahr widerstanden haben.“



LESETIPP

The Biosecurity Individual. A Cultural Critique of the Intersection between Health, Security, and Identity von Frederike Offizier wurde vom Brandenburger Publikationsfonds für Open-Access-Monografien gefördert und 2024 in Print sowie zum Download veröffentlicht. Es seziert die körperpolitischen, gesellschaftlichen und literarisch-fiktionalen Spielarten von „Biosicherheit“, einem Konzept, das sich im 20. und 21. Jahrhundert zu einem dominanten Paradigma der Selbst(vor)sorge entwickelt hat.



Durchstarten dank Mentoring

Julia Brennecke unterstützt Gründungsteams von Potsdam Transfer an der Universität Potsdam



SARAH-MADELEINE AUST

Forschen und Gründen – passt das zusammen? Fragt man den Gründungsberater Ole Korn nach der Erfolgsquote des Startup Service von Potsdam Transfer, fällt die Antwort eindeutig positiv aus. Denn auch in diesem Jahr sind schon erfolgreich EXIST-Gründungsstipendien und -Forschungstransfers akquiriert sowie zahlreiche nationale und internationale Gründungsprojekte realisiert worden. Dabei lautet die Botschaft ganz klar: Erfolg ist zwar nicht

garantiert – mit Unterstützung in Form von Mentorship, Know-how, Finanzierung, Beratung, Co-Working-Spaces und Netzwerken lohnt es sich aber, den Schritt zu wagen!

Ideen aus der Forschung in die Gesellschaft tragen

„Das Potenzial der Wissenschaft an der Universität kann für die gesamte Gesellschaft verständlich und greifbar werden, wenn Erkenntnisse und Ideen aus der Forschung durch Gründungsprojekte und Jungunternehmen ‚real‘ werden. Und genau dabei unterstützen wir“, erläutert Ole Korn von der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung für Gründung, Innovation, Wissens- und Technologietransfer an der Universität Potsdam. Hierzu realisiert Potsdam Transfer fortlaufend Projekte im Rahmen des Bundesprogramms EXIST – Existenzgründungen aus der Wissenschaft. Die Einrichtung unterstützt Forschende, Studierende sowie Alumni bei ihrer technologieorientierten oder wissensbasierten Gründung. „Voraussetzung dafür ist, dass die Idee aus der Forschung kommt und innovativ ist“, erklärt Korn. „Und wenn wir von ‚innovativ‘ sprechen, meinen wir ein Produkt oder eine Dienstleistung, die ein bestehendes Problem auf neuartige oder effizientere Weise lösen.“ In einem ersten Schritt kann zusammen mit Potsdam Transfer geprüft werden, ob die Idee förderfähig ist, anschließend hilft das Team auch beim Antragsprozess.

Kreativer Gründen

Ein wichtiger Bestandteil dieses Programms für einen erfolgreichen Antrag sind die Mentorinnen

Ole Korn



und Mentoren aus ganz verschiedenen Fachbereichen der Wissenschaft. Sie begleiten die Gründungsteams mit ihrem Wissen bei der Ausgestaltung des Vorhabens und können zugleich die eingeworbenen Mittel dem Lehrstuhl zurechnen, während Potsdam Transfer zusätzlich den Großteil der bürokratischen Arbeit vor, während und nach der branchenoffenen Förderung übernimmt. Für Dr. Julia Brennecke, Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Potsdam und Mentorin für Gründungsteams, sind damit ideale Voraussetzungen für alle Beteiligten geschaffen. Sie unterstützt bereits das zweite Projekt bei Potsdam Transfer. „Durch meinen Lehrstuhl mit starkem Bezug zum Innovationsmanagement liegt die Verbindung zur Unternehmensgründung auf der Hand. Schon mit den Bachelorstudierenden spiele ich alle Schritte einer Gründung durch.“ Als Mentorin bringt sie ihre Kernkompetenzen ein. „Mit den Teams schaue ich etwa, wie sie innovationsorientierte Netzwerkstrukturen aufbauen, um an Ressourcen zu kommen, die man braucht, um bei der Gründung innovativer, kreativer und damit erfolgreicher zu sein.“

Auch Rückschläge gehören dazu

Die Zusammenarbeit ist für beide Seiten sehr sinnvoll und bereichernd. Als Professorin muss Julia Brennecke stets die Stabilität von drei Säulen im Blick behalten: Forschung, Lehre und Transfer. Die Unterstützung bei der Administration und Drittmittelverwaltung, wie Potsdam Transfer sie leistet, ist aus Brenneckes Sicht essenziell, um sich als Mentorin ganz auf das Gründungsteam und deren Entwicklung konzentrieren zu können. Wie das genau passiert, ist immer dem Team und der zuständigen Mentorin oder dem Mentor überlassen. „Wichtig ist mir, dass ich für das Team ansprechbar bin. Aktuell treffen wir uns beispielsweise auch zum gemeinsamen Mittagessen, um uns auszutauschen.“ Diese Art des Transfers von Wissenschaft in die Praxis klingt erst einmal vielversprechend. Tatsächlich zweifeln Wissenschaftler*innen jedoch oft, ob sie wirklich das Zeug dazu haben, unternehmerisch tätig zu werden. Dabei sind diese Zweifel in der Regel unbegründet, weiß Ole Korn: „Viele denken, dass sie als Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler nicht über die notwendigen Kompetenzen zum Gründen verfügen. Doch das ist ein Trugschluss, weil jemand als Entrepreneur ganz viel von dem braucht, was auch in der Forschung passiert: Man arbeitet an einer Idee, macht Fehler und lernt

Prof. Dr. Julia Brennecke



aus ihnen. Auch ein BWL-Hintergrund ist keine Voraussetzung – genau dafür ist der Startup Service von Potsdam Transfer da.“ Wie wichtig es ist, sich eine Gründung aus der Wissenschaft heraus zuzutrauen, unterstreicht auch Brennecke: „Die Fähigkeit, sich kontinuierlich selbst zu motivieren, am Ball zu bleiben und komplexe Probleme zu lösen, Forschungsprojekte zu managen und alles am Ende zusammenlaufen zu lassen, wird in der Wissenschaft genauso gebraucht wie bei einer Unternehmensgründung. Auch Rückschläge gehören dazu, die viele aus der Forschung schon durch abgelehnte Veröffentlichungen oder Drittmittelanträge kennen und besser aushalten können. Hauptsache ist, man steht wieder auf und macht weiter.“

Selbst, wenn es nicht zu einer Gründung kommt, bewerten die Teams ihre gesammelten Erfahrungen laut Brennecke und Korn als positiv, setzen sie anderswo ein oder versuchen es mit einem weiteren Projekt erneut. Als Mentorin zu unterstützen ist für Julia Brennecke auch eine persönliche Bereicherung: „Man selbst nimmt immer etwas mit, lernt Neues. Die Teams zeigen mir: Es lohnt sich, die Augen offenzuhalten für alles, was da draußen ist.“

1

Für das EXIST Gründungsstipendium können bis zu 150.000 Euro und für den EXIST Forschungstransfer bis zu 250.000 Euro an Drittmitteln eingeworben werden.

Aktuelle Teams im Programm:

(die Projekte befinden sich in der Betreuung oder im Antragsstatus)

Sex-Tech Startup im Bereich KI und Audioeretik
(Mentorin: Prof. Brennecke)

Tech Startup im Bereich KI und ERP-Systeme
(Mentorin: Prof. Brennecke)

Team im Bereich der Sport-, Bewegungs- und Gesundheitswissenschaft

Team im Bereich des chemischen Recyclings von PET



Der kanadische Philosoph
Iain Macdonald zu Gast an
der Universität Potsdam

Alte Pfade neu entdecken

Über das Förderprogramm UP Reconnect können Alumni für Kurzaufenthalte nach Potsdam zurückkehren



Noch einmal an der früheren Alma Mater forschen, alte oder neue Freundschaften pflegen und gemeinsam wissenschaftliche Ideen entwickeln: Mit der 2023 aufgelegten Rückkehrförderung „UP Reconnect“ können Forschende aus dem Ausland auf Einladung von Doktoranden, Postdocs oder Professorinnen der Universität Potsdam an ihre einstige Wirkungsstätte zurückkehren.

Dafür erhalten sie eine Reisekostenpauschale und ein Tagegeld für Aufenthalte bis zu einer Woche. Einzige Voraussetzung: Sie müssen gegenwärtig im Ausland leben und wissenschaftlich forschen sowie einen Forschungsaufenthalt an der UP von mindestens drei Monaten absolviert haben. Bereits im ersten Jahr haben zwölf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das Angebot genutzt.

Vom Sankt-Lorenz-Strom bis an die Havel

Ob Neuseeland, Ghana oder Brasilien – von überall besuchten Alumni aus Fachgebieten wie

Physik, Geowissenschaften oder Linguistik die Uni Potsdam. Unter der wachsenden Zahl an Forschenden auf Stippvisite ist auch Iain Macdonald, Professor für Philosophie an der Université de Montréal.

Der heute 57-Jährige war im Sommer 2008 für mehrere Monate als Gastwissenschaftler am Institut für Philosophie, damals als Gast von Christoph Menke, der als Professor mit Schwerpunkt Ethik und Ästhetik unter anderem die Theorien der Frankfurter Schule, insbesondere von Theodor W. Adorno (1903–1969), verstärkt aufgriff.

Dessen einstiger Schüler und Mitarbeiter leitet heute den Lehrstuhl für Philosophische Anthropologie und Philosophie des Geistes: Prof. Dr. Thomas Khurana. „Ich war damals während meines Sabbaticals als Gast von Christoph Menke nach Potsdam gekommen und habe Thomas Khurana kennengelernt“, erinnert sich Iain Macdonald. „Jetzt ist er es, der mich erneut hierher eingeladen hat. Für künftige Kooperationsprojekte ist es wichtig, dass es ein solches Förderprogramm gibt.“

Denn anders als für den internationalen Austausch von Studierenden sind Zuschüsse für Kurzaufenthalte von Alumni in der akademischen Landschaft eher die Ausnahme. In Deutschland fördert der Deutsche Akademische Austauschdienst die Wiedereinladung von Forschenden, zielt jedoch vorrangig auf ehemalige DAAD-Stipendiat*innen ab.

Obwohl die Universität Montréal im Vergleich zur Potsdamer Alma Mater mehr als doppelt so viele Studierende hat und eine der größten Forschungsuniversitäten des Landes ist, gibt es zwar Fellowships für Gastprofessoren, jedoch kein vergleichbares Programm für Kurzaufenthalte von Alumni-Forschenden.

Auch sonst ist die nordamerikanische Hochschullandschaft etwas anders. „Im Unterschied zu Deutschland gibt es bei uns keine direkte Entsprechung für den Mittelbau der wissenschaftlichen Mitarbeitenden“, sagt Iain Macdonald. „Es gibt Lehrkräfte und Forschende, aber wenig dazwischen. Das macht es für Studierende aber auch einfacher, einen direkten Draht zu ihren Professor*innen herzustellen.“

Mobilität: ein Kernkapital im Wissenschaftsbetrieb

Dass diese Verbindung auch zwischen Professuren verschiedener Länder und Universitäten unschätzbar ist, weiß die wissenschaftliche Gemeinschaft spätestens seit Aufhebung der Kontakt- und Reisebeschränkungen der Pandemie-Jahre wieder zu schätzen. Auch und gerade in der Philosophie.

„Für Philosophen hatten und haben deutsche Universitäten seit jeher eine enorme Anziehungskraft“, sagt Macdonald. „Besonders in meinem Feld der Kritischen Theorie sind hier einige der wichtigsten Köpfe und Foren zu finden.“ Mag Immanuel Kant auch über die Grenzen von Königsberg nie hinausgelangt sein, im post-kantischen Wissenschaftsbetrieb von heute spielt Mobilität eine wichtige Rolle.

So schlummern noch immer nicht digitalisierte (oder für digitalen Zugriff eingeschränkte) Quellen in Archiven, die nur vor Ort recherchiert werden können. Briefe, Aufzeichnungen, Tagebücher – um die Entstehung philosophischer Theorien zu rekonstruieren, ist bisweilen textuell-philologische Fleißarbeit erforderlich.

Eine Mühe, die sich lohnt, denn Adorno und die Kritische Theorie haben uns auch nach mehr als einem halben Jahrhundert noch viel zu sagen,

ist Iain Macdonald überzeugt. „Adorno war sehr daran interessiert, wie sich Beschränkungen unserer Freiheit auf systemischer Ebene perpetuieren“, so der Professor. „Auch seine Ideen zum Totalitarismus und zu gesellschaftlicher Veränderung sind heute wie damals aktuell.“

Für den Kanadier ist der Aufenthalt an der UP ideal, um seine Forschungen zur Rezeptionsgeschichte von Hegels Philosophie voranzubringen, mit der sich Adorno seinerzeit intensiv auseinandergesetzt hat. „Ich kann in Berlin das Adorno Archiv besuchen und mich nicht zuletzt auch persönlich intensiv mit anderen Spezialisten für Adorno und die Kritische Theorie austauschen.“

Ein internationales Philosophen-Netzwerk

Schließlich ist auch das Zentrum für Post-Kantische Philosophie an der UP beheimatet: ein internationales Netzwerk philosophischer Institute, das sich im Rahmen von Tagungen, Workshops und Vorträgen über kritische Perspektiven auf das post-kantische Denken, die Frage, was wir überhaupt wissen können, und die großen Herausforderungen der Gegenwart austauscht.

Ein Netzwerk, dessen Mitglieder sich von Potsdam bis Chicago, von Oxford bis Tel Aviv über die Weltkarte verteilen. Und das – dank UP Reconnect – vielleicht auch bald in Kanada auf verstärktes Interesse stößt. „Ich bin dazu bereits mit Thomas Khurana im Gespräch“, sagt Iain Macdonald. „Eine Konferenz bei uns in Montréal – das wäre toll!“

➤ Weitere Informationen zum Programm



➤ Zum Center for Post-Kantian Philosophy



FREUNDE FÜR DIE ZUKUNFT

GEMEINSAM FÜR DIE UNIVERSITÄT POTSDAM

Werden auch Sie Mitglied der Universitätsgesellschaft Potsdam e.V. !

Profitieren Sie von einem lebendigen Netzwerk von Freunden, Förderern und Ehemaligen Ihrer Alma Mater und unterstützen Sie dabei den wissenschaftlichen Nachwuchs und kulturelle Projekte der Universität Potsdam.

Gemeinsam unterstützen wir:

- Preise und Stipendien
- Netzwerk- und Alumni-Events
- Vorträge und Festveranstaltungen

Ihr Engagement zählt – aus Verbundenheit und Überzeugung



ZUKUNFT. BILDUNG. WISSENSCHAFT.
Universitätsgesellschaft
Potsdam e.V.

www.uni-potsdam.de/uniges

NEUERSCHEINUNGEN AUS DER UNIVERSITÄT POTSDAM

IWAN-MICHELANGELO D'APRILE
THEODOR FONTANE: AUF DER SUCHE.
SHORT STORIES
AUFBAU 2023

Was macht eine zufällige Begegnung mit uns? Kann sie unsere Stimmung, unseren Alltag beeinflussen oder gar den Lauf unseres Lebens? In Theodor Fontanes „Short Stories“ treffen die Hauptfiguren auf Menschen, die etwas mit ihnen anstellen – mal eher innerlich, mal auch äußerlich. Da ist der Flaneur in der Großstadt Berlin, der sich durch den Tiergarten auf den Weg zur neu eröffneten Chinesischen Botschaft macht, dort entgegen seiner Hoffnung keinen Diplomaten antrifft, und dann in seinem Lieblingscafé einem freundlich lächelnden chinesischen Gast begegnet. Da ist der Spaziergang zweier Menschen auf einem Friedhof, die sich selbst jenseits des heiratsfähigen Alters wähen, bis es eben dort zu einem Antrag kommt. Und da ist der hartgesottene Onkel Dodo, der einen kränklichen Großstadtflüchter in der Sommerfrische im Harz gehörig aus dem Konzept bringt. Der Germanist Iwan-Michelangelo D'Aprile versammelt kurzweilige Erzählungen, die Fontane in den 1880er und 1890er Jahren in Zeitschriften und Tageszeitungen veröffentlichte. Wer sucht, der findet! *js*



INGO BALDERJAHN
LUST AUF VERZICHT: EINE ANDERE, OFT
VERKANNT PERSPEKTIVE AUF DEN KAMPF
GEGEN DEN GLOBALEN KLIMAWANDEL
OEKOM VERLAG 2024

Die Wirtschaft läuft, der Konsum auch. Dass es uns als Gesellschaft gut geht, wird gern daran gemessen, wie viel wir kaufen und verbrauchen. Aber ist das richtig? Hat die Maxime „immer mehr“ noch eine Zukunft? Immerhin verbrauchen wir weit mehr, als die Erde uns – nachhaltig – zur Verfügung stellen kann. Der EarthOvershootDay, also der Tag im Jahr, an dem die Ressourcen, die langfristig jährlich zur Verfügung stehen, war 2024 der 1. August. Den Rest des Jahres haben wir „auf Pump“ gelebt. Zeit umzudenken, sagt Ingo Balderjahn. Das Steckenpferd des Wirtschaftswissenschaftlers ist die Konsumforschung. Er sagt: Wir sollten weniger konsumieren. Das wäre nicht nur ressourcenschonender, sondern macht auch noch glücklich. Und da wir alle konsumieren, hat er ein Buch geschrieben, dass „Lust auf Verzicht“ machen will – weil es guttut, uns und der Erde. Dabei schöpft der frühere Professor für Marketing aus seinen jahrzehntelangen Forschungen zum Thema, erklärt, woher unser Überflusskonsum kommt und wie wir ihn verabschieden können. *mz*



➤ Ingo Balderjahn im Interview



FRANK BÖSCH

DEALS MIT DIKTATUREN: EINE ANDERE GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK
C.H.BECK 2024

Mit der Gründung der Bundesrepublik im Mai 1949 erfand sich Deutschland neu: als Modell-demokratie mit einer der modernsten und demokratischsten Verfassungen der Welt. Doch dieser Neuanfang erfolgte nicht im luft-leeren Raum. Mit der nationalsozialistischen Vergangenheit im Gepäck, dem Anspruch, allein deutsche Interessen zu vertreten und auf dem ehrgeizigen Weg zum „Exportweltmeister“ knüpfte die BRD zahlreiche intensive Bande auch mit Staaten, die weit weniger demokratisch regiert wurden. Frank Bösch hat diese Beziehungen untersucht und ist sicher: „Der Blick auf den Umgang mit Diktaturen eröffnet eine andere Perspektive auf die Geschichte der bundesdeutschen Demokratie.“ Denn er „beeinflusste (...) die demokratischen Normen und Praktiken der Bundesrepublik“ – und wurde nicht zuletzt als eine Art „Lackmustest“ für die demokratische Gesinnung bewertet. Und der fiel durchwachsen aus, wie Bösch in zahlreichen Einzelbeispielen rund um den Globus zeigt: vom Iran und dem Kongo über Griechenland und Spanien bis Libyen, China und Osteuropa. Dabei führten die Beziehungen zwar einerseits zu „engen Verflechtungen mit Diktaturen“, die Jahrzehnte überdauerten, andererseits „veränderte sich der Umgang mit Diktaturen“ vor allem seit den 1980er Jahren deutlich: Kritische Stimmen wurden lauter und auch außenpolitisch hörbar. Die lesenswerte Studie offenbart auf spannende, kenntnisreiche Weise den politischen Eiertanz zwischen ökonomischen, moralischen und strategischen Interessen.

mz

➤ **Frank Bösch im Interview**



HEIKO CHRISTIANS

ABSCHIED VOM ABENTEUER. ERNST JÜNGERS JAHRHUNDERTLEKTÜREN
SCHWABE VERLAG 2023

Wie Heiko Christians zum Schriftsteller Ernst Jünger kam? In seiner Stammbuchhandlung in der ostfriesischen Provinz, wo er für 2,80 DM eine Ausgabe von Jüngers Roman „Auf den Marmorklippen“ erwarb. „Ich schlug sofort zu. Es war aber auch einfach das billigste Taschenbuch im Drehständer (...) – und mein Budget war schmal.“ 13, 14 Jahre alt war der heutige Professor für Medienkulturgeschichte damals. Jünger, der die Erfahrung des Ersten Weltkriegs in seinem Buch „In Stahlgewittern“ verarbeitete, wurde vielfach ausgezeichnet, und zählt zugleich zu den umstrittensten Autoren in deutscher Sprache.

In „Abschied vom Abenteuer“ stellt Christians eigene Beiträge zum Werk Ernst Jüngers zusammen. Und das gelingt ihm auch mit Humor: Dahinter stecke nämlich keine jahrzehntelange Forschung, denn der Medienwissenschaftler ist „gar kein Jünger-Experte“. Er habe einfach nur viel gelesen, von Jünger, über Jünger. Herausgekommen sind lesenswerte ästhetische und biografische Ansichten eines Jünger-Jüngers.

js



ZAUBEREI

HOCH DREI

TECHNIK, TRICKS
UND SHOWEFFEKTE



MORITZ JACOBI

Raffinierte Kartentricks, schwebende Objekte oder vermeintliches Gedankenlesen: Kaum jemand hat sich nicht schon einmal von den Illusionen und Spektakeln professioneller Zauberkünstler verblüffen lassen. Die Potsdamer Medienwissenschaftlerin Dr. Katharina Rein hat den Anfängen der Bühnenzaubershow nachgespürt, unzählige Kunststücke analysiert – und so manches gut gehütete Geheimnis aus dem magischen Metier gelüftet.



LESETIPP

Techniken der Täuschung. Eine Kultur- und Mediengeschichte der Bühnenzauberkunst im späten 19. Jahrhundert von Katharina Rein wurde mit dem Jubiläumspreis des Böhner Verlags ausgezeichnet und 2020 veröffentlicht. Es ist die erste kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Bühnenzauberkunst im späten 19. Jahrhundert.

ABRAKADABRA FÜR DIE HOSENTASCHE

Im digitalen Zeitalter sind auch Zauber*innen auf YouTube, Instagram und TikTok unterwegs. Auf den Smartphones ihrer vielen Tausend Follower lassen sie Karten verschwinden, Münzen erscheinen oder Streichhölzer in der Luft schweben. Sogenannte Close-Up-Magie wird von einigen Vertretern der magischen Zunft gern als die „Königsklasse“ der Zauberkunst beworben, weil das Publikum hautnah dabei ist – und alles im Blick zu haben glaubt. Ein bekanntes Beispiel ist der Mentalist Uri Geller, dessen gedankliche Zauberkraft bekanntlich jeden Löffel schwach werden lässt. „Das eigentliche Kunststück der Close-Up-Magie ist die Ablenkung“, sagt Katharina Rein. „Man muss dafür sorgen, dass das Gegenüber im richtigen Moment woanders hinsieht.“ Oder sein Werkzeug geschickt manipulieren. Dieses kommt zwar nur spärlich zum Einsatz, dafür gibt es umso mehr platte Sprüche. Acts wie Marv der Zauberer verraten für Klicks und Likes nämlich nicht nur, wie ihre Tricks funktionieren, sondern goutieren ihre männliche Zielgruppe zu diesem Zweck mit stereotypen Rollenbildern: „Mit diesem Zaubertrick bekommst du ihre Nummer“, denn „Mädels lieben diesen Zaubertrick“. Schon im 19. Jahrhundert haben Zauberkünstler die Tricks der anderen entlarvt – auch, um ihre weibliche Konkurrenz vom Markt zu drängen. „Die spiritistischen Medien waren meist Frauen, die Kunststücke wie Gedankenlesen oder die Beschwörung von Geistwesen aufführten“, sagt Katharina Rein. „Bühnenzauberer haben diese spiritistischen Nummern dann vor Publikum als Tricks entlarvt und die Medien als moralisch verwerflich dargestellt.“

➔ **Zum Instagram-Profil vom Marv**



Katharina Rein
ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Medientheorie/ Medienwissenschaft an der Universität Potsdam.

SIMSALABIM FÜR DAS ZAHLENDE PUBLIKUM

Während unsere mobilen Endgeräte die vermeintliche Magie kostenlos und stets auf Armlänge heranholen, hatten die berufsmäßigen Zauberkünstler*innen im 19. Jahrhundert ein Problem: Vor ausverkauftem Haus funktioniert die Close-Up-Magie nicht, weil der Abstand zum Publikum zu groß wird. Neue Tricks mit größerem Gerät mussten her, und so fand im beginnenden Industriezeitalter eine ganze Palette an technischen Apparaturen Eingang ins Repertoire. Falltüren, Hebemaschinen, Drehmechanismen – bis heute steht hinter den spektakulären Illusionen von Stars wie den Ehrlich Brothers immer auch ein Team aus Ingenieuren, Handwerkern und Erfindern. „Alle Bühnenzauberkünste, die wir heute bei Stars wie den Ehrlich Brothers sehen, sind vom Prinzip her im 19. und frühen 20. Jahrhundert entstanden“, weiß die Kulturwissenschaftlerin Katharina Rein. Das berühmte Geisterkabinett? Gab es schon in den 1830er Jahren. Der Gang durch eine Mauer? Eine Erfindung von P. T. Selbit aus dem Jahr 1914. Gedankenlesen mit verbundenen Augen? Ein ganz alter Hut. Wer wann von wem welchen Trick übernommen hat, ist dabei auch für Expert*innen nicht immer einfach nachzuvollziehen. Denn historische Aufzeichnungen sind rar, und Patente für Zaubertricks mitunter bewusst mit Fehlinformationen gespickt – schließlich galt und gilt es, die hochheiligen Berufsgeheimnisse zu wahren.

HOKUSPOKUS FÜR ADRENALINJUNKIES

Einen radikalen Bruch erlebte die Zauberkunst nach dem Ersten Weltkrieg. Der Okkultismus, das Mystische, aber auch die Entzückung und naive Freude am Wunderbaren verschwanden von der Bühne und tauchten im neuen Medium Film wieder auf. Filmpionier Georges Méliès (1861–1938) etwa begeisterte die Zuschauer*innen mit den ersten Spezialeffekten. „Méliès war Zauberkünstler und leitete mehrere Jahrzehnte lang das bedeutendste Pariser Zaubertheater“, sagt Katharina Rein, die seit 2021 als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Medientheorie/ Medienwissenschaft arbeitet. „Seine fantastischen Settings waren verfilmte Zaubershows.“ Auf den Bühnen passierten derweil immer schrägere, riskantere Dinge. „Es ist der Beginn der brutalen Illusionen“, sagt die 38-Jährige. Denn das vom Krieg traumatisierte Publikum lechzte nach immer spektakuläreren Stunts. Die „menschliche Kanonenkugel“, die Entfesselung im Wassertank oder „Die zersägte Dame“ wurden zu Kassenschlagern. Die Sensationsgier fand ab Mitte des 20. Jahrhunderts mit Inszenierungen fürs Fernsehen ihr mediales Äquivalent. Der Erfolg legendärer Zauberkünstler wie Houdini, Siegfried und Roy oder David Copperfield liegt auch darin begründet, dass der (scheinbare) Einsatz von Leib und Leben für reichlich Nervenzitrus sorgt. Zwar setzen Künstler wie Copperfield für TV-Shows bisweilen auf Kameratricks. Für Katharina Rein steht dennoch die Art der Inszenierung im Vordergrund. Wie die Tricks technisch funktionieren, will die Wissenschaftlerin lieber nicht wissen, aus einem einfachen Grund: „Das wäre ziemlich langweilig, und die Shows machen dann automatisch weniger Spaß.“





Experte für Innovation: Ferenc Liebig

Wasseraufbereitung durch Kreislaufprozesse

Wie Potsdam Transfer Netzwerke mit Unternehmen aufbaut

Kaffee trinken und dabei noch etwas für die Umwelt tun – das klingt doch gut, dachte sich eine Forschungsgruppe aus der Chemie und entwickelte einen unschlagbar günstigen Wasserfilter aus Kaffeesatz. Doch das ist nicht die einzige innovative Idee zur Wasseraufbereitung, die an der Universität Potsdam entstanden ist, weiß Ferenc Liebig. Der promovierte Chemiker ist Innovationsmanager bei Potsdam Transfer, der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung für Gründung, Innovation, Wissens- und Technologietransfer an der Universität Potsdam. „Wir schauen, ob die

anwendungsorientierte Forschung sich für eine Kooperation mit der Wirtschaft eignet und welche Partner passen könnten“, sagt er. Zusammen mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus verschiedenen Arbeitsgruppen und einer Vielzahl von Unternehmen hat er ein Netzwerk aufgebaut, in dem Forschungs- und Entwicklungsprojekte (F&E-Projekte) zur Verbesserung der Wasseraufbereitung entstanden sind.

„Diese können zu neuen Produkten, Dienstleistungen oder Technologien führen“, fasst Ferenc Liebig zusammen. „Dafür suchen wir nach Synergieeffekten zwischen der Universität und den Unternehmen.“ Potsdam Transfer stellt



DR. STEFANIE MIKULLA



gewissermaßen eine Brücke zwischen Industrie und Forschungseinrichtung dar – zum beiderseitigen Vorteil. Die Zusammenarbeit ermöglicht vor allem kleinen und mittleren Unternehmen, die Infrastruktur der Universität Potsdam zu nutzen und ihr Produktportfolio zu erweitern, während sich für die Hochschule wesentlich mehr Fördermöglichkeiten ergeben, um Stellen zu besetzen. „Wenn ein kleines oder mittleres Unternehmen dabei ist, kann man die Förderlandschaft besser ausschöpfen“, erläutert er. „Langfristig wollen wir aber vor allem ihr Vertrauen gewinnen und Netzwerke aufbauen.“

Durch ein umfassendes Technologie-Scouting hat Ferenc Liebig Schnittmengen in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zum Thema Wasseraufbereitung erkannt. „Im letzten Jahr haben wir passende Forschungsgruppen zu unserem Veranstaltungsformat From Lab2Net eingeladen“, berichtet er. Ein Blick in die unterschiedlichen Labore gibt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit, ihren Bereich vorzustellen und sich mit anderen auszutauschen und zu vernetzen. „Man schaut, wo man zusammenarbeiten und wie man die Themen bündeln kann“, sagt Liebig. Dabei haben sich zwei Themenkomplexe herauskristallisiert: Sensorik und Filtration. „Wir wollen zunächst genauer bestimmen können, welche Schadstoffe aus der Industrie kommen“, fasst der Chemiker den Bereich Sensorik zusammen. „Bei der Rückführung soll das Wasser dann wieder sauber sein, hier kommen die Filtersysteme ins Spiel.“ Um die technologischen Herausforderungen der Wasseraufbereitung kennenzulernen und zu diskutieren, besuchten die Forschenden das Wasserwerk Nedlitz des Netzwerkpartners Energie- und Wasser Potsdam GmbH.

Die Wartung und die Aufreinigung von Wasserfiltern sind kostenintensiv. Für die Entfernung

von Schadstoffen wird häufig teure Aktivkohle eingesetzt, Kaffeesatz ist hingegen ein reichlich vorhandener und billiger Rohstoff. Deshalb wird in der Arbeitsgruppe Supramolekulare Chemie von Prof. Dr. Andreas Taubert die Herstellung eines Filtermaterials aus Kaffeesatz für die Wasseraufbereitung erforscht. Eine andere Forschungsarbeit zur Abtrennung und Analyse von Mikroplastik aus Abwässern von Dr. Marek Bekir liefert ein Schlüsselkonzept für die Entwicklung eines Demonstrators. Bei Prof. Dr. Katja Arndt wird die enzymatische Inaktivierung von Antibiotika in landwirtschaftlichen Abfällen untersucht. Auch plasmonische Filtersysteme, wie sie das Team von Prof. Dr. Ilko Bald untersucht, sollen genutzt werden, um schädliche Verbindungen mit sichtbarem Licht abzubauen. Zudem werden antimikrobielle Polymere aus der Nachwuchsforschungsgruppe von Dr. Matthias Hartlieb verwendet, mit denen sich Filtermaterialien funktionalisieren lassen, um gezielt Schadstoffe entfernen zu können. Diese Forschungsansätze bieten also verschiedene Lösungen zur effektiven Wasseraufbereitung.

Das Netzwerk aus externen Unternehmen und Forschungsgruppen der Universität Potsdam fokussiert auf innovative Filtermaterialien mit dem Ziel, umweltfreundlich Abwasser zu reinigen. „Wir wollen Lösungsansätze für die nachhaltigere Nutzung von Wasser bereitstellen und gleichzeitig die wachsenden Herausforderungen der Trinkwasseraufbereitung mit den Bedarfen der Firmen zusammenbringen“, betont Ferenc Liebig. Schadstoffe, die bei einer Firma als Abfallprodukte anfallen, können eventuell zur Energiegewinnung dienen, womit sich wiederum Filtermaterialien herstellen lassen. Abfälle als wertvolle Rohstoffe zu nutzen, um natürliche Ressourcen zu schonen, ist ein vielversprechender Ansatz für eine moderne Kreislaufwirtschaft.



Ferenc Liebig ist Innovationsmanager bei Potsdam Transfer, der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung für Gründung, Innovation, Wissens- und Technologietransfer an der Universität Potsdam.

Rund um die Uhr bestens informiert mit der PNN

Die App der Potsdamer Neueste Nachrichten

Alle Live-Nachrichten und Eilmeldungen auf Ihrem Smartphone oder Tablet und die digitale Zeitung (E-Paper).



Exklusiv für Studierende: Die digitale Zeitung für nur 13,45 € mtl.
50 % Ersparnis gegenüber dem regulären Bezug.

Gleich bestellen: pnn.de/studenten

PNN App gratis laden:



TAGESSPIEGEL
POTSDAMER
NEUESTE NACHRICHTEN

PORTAL

Studium, Forschung und Gesellschaft
an der Universität Potsdam

.....
www.uni-potsdam.de